Großes

Inſtrumental-

und

Vokal-Concert.

Eine muſikaliſche Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1841.

Digitized by Google

Digitized by Google

Corelli.

Novelle.

Gegen Ausgang des Jahres 1670, als gerade der alte Giambattiſta Baſſini, — einer der beſten, oder vielmehr der einzige gute damals in Rom lebende Violiniſt, mit ſeiner zahlreichen Familie eine anſehnliche Schüſſel Riſetti verzehrte, geſchah es, daß eine alte bejahrte Dienerin zum Herrn trat und meldete, wie ein hübſcher junger Geſell draußen warte, um ihm von dem ehrwürdigen Organiſten von Fuſignano in Calabrien allerlei beſondere Aufträge zu überbringen.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß Vater Baſſini, wie ſeine Schüler und alle Künſtler in Rom ihn nannten, ein ſehr zugänglicher Mann war, bei dem es keiner beſonderen Empfehlungen bedurfte, um Zutritt bei ihm zu erlangen. Die gewöhnliche Benennung „Künſtler“ reichte vollſtändig aus, um Anſprüche an ſein väterliches Wohlwollen zu machen, denn Alle, die ſich der Muſik gewidmet hatten, ſchienen ihm ſämmtlich zu Einer Familie zu gehören, in welcher er ſich ſelbſt als eins der thätigſten Mitglieder mit vollem Rechte betrachtete. Die Verwendung des Organiſten von Fuſignano, ſeines alten treuen Jugendgenoſſen, ſchuf jedoch

in dieſem Falle aus dem jungen Fremdling einen ungeduldig erwarteten Gaſt.

Als Baſſini mit freudezitternder Hand die Zuſchrift des Organiſten erbrochen und ſeine feuchten Blicke die bekannten Züge durchlaufen hatten, ſchlang er ſeine Arme um den Nacken des Jünglings, und drückte einen väterlichen Kuß auf ſeine blonden Locken.

„Des Herrn Friede möge auf dir ruhen, mein Sohn!“ ſprach der Greis mit gerührter Stimme. „Der würdige Meiſter Munari meldet mir, daß du gute Anlagen zeigteſt für die große Kunſt — Baſſini ſprach von der Muſik nie anders — und zwar hauptächlich für die Geige. Wir wollen bald erfahren, wie es damit beſchaffen iſt, und wegen der Theilnahme, die du ſowohl meinem alten Freunde, als auch mir eingeflößt haſt, will ich in Rückſicht auf Deine jugendliche Zukunft Dir reinen Wein einſchenken, wie es mit Deinem muſikaliſchen Berufe ſteht. — Gebt ihm einmal meine Amati, wir wollen ſehen, was er kann!“

Tiefe Röthe überflog das Geſicht des Jünglings, als ſeine Blicke auf ſämmtliche Glieder dieſer Künſtlerfamilie fielen, die ſeiner beſorgten Neugier mit unverkennbarem Wohlwollen entgegen kamen. Dann ſchlug er ſeine Augen auf zur Decke, drückte die Geige an ſeine Schulter, und begann ohne Vorſpiel eins jener alten Stücke, die durch ihre kräftige Einfachheit ſich bis auf unſere Tage erhalten haben.

Als ſein letzter Accord verklungen war, nickte Baſſini zum Zeichen ſeiner Befriedigung, und ſchwieg dann nachdenkend einige Augenblicke.

„Mein Sohn,“ begann er nach einigem Zögern, „du haſt ſo eben ein gutes Stück leidlich geſpielt; ver-

gebens aber denke ich, ein wahres Lagerbuch aller alten und neuen Compoſitionen, nach, ob ich es ſchon irgendwo gehört habe. Es liegt in deinem Spiele ein Ausdruck, der mir wohlgefällt; nur fehlt deinem Fingerſatze noch Kraft und deiner Intonation Richtigkeit. Die Arie, die du geſpielt, iſt ein Meiſterſtück; nun will ich dir aber zeigen, wie eine ſolche Muſik vorgetragen werden muß."

Baſſini nahm die Amati, und trug eben ſo ſehr unterſtützt von ſeinem unglaublichen Gedächtniſſe, wie von der Einfachheit des Stücks, daſſelbe mit der ganzen leidenſchaftlichen, ſein Talent charakteriſirenden Kraft vor. Während der Meiſter ſolchergeſtalt dieſer Melodie den Zauber einer faſt unvergleichlichen Ausführung verlieh, verſuchte der junge Muſiker vergeblich zwei große Thränen zu unterdrücken, die ſeine von Geſundheit ſtrahlenden Wangen herabrannen.

„Tiefes Gefühl, mein Sohn! Recht! Suche es nicht zu verbergen, denn dieß iſt bis jetzt die einzige Anlage, die ich an Dir für unſere Kunſt bemerkt habe. Rührung iſt Baſis und Zweck der Muſik, ihr Alpha und Omega .... Aber ſage mir doch, ich ſchäme mich zwar einigermaßen, Dir dieſe Frage vorzulegen: welcher Meiſter hat dieſe ſchöne Muſik verfertigt? ich muß geſtehen, daß ſie mir neu iſt."

„Sie iſt von mir," entgegnete beſcheiden der Jüngling.

„Langſam, Freund!" verſetzte die Stirne runzelnd der Meiſter; zwar läßt mich mein Gedächtniß, ich läugne es nicht, im Stich, deßwegen darf man aber mit meiner alten Praxis kein Spiel treiben. Der Muſiker, der

dieſe Melodie ſchuf, iſt ein Meiſter, und gern bin ich erbötig, ihm, wer er auch ſeyn möge, meine Hand als einem tüchtigen Collegen zu reichen.“

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm der junge Muſiker eine der vielen im Saale hängenden Violinen, ſtimmte ſie, und gab, als dieß geſchehen, dem Vater Baſſini ein Zeichen, das Stück nochmals anzufangen, und begleitete ihn mit einem ſo tüchtig bearbeiteten Baſſe, daß bei einer gewiſſen Familien-Aehnlichkeit ein ganz neues Stück zu entſtehen ſchien. Als es durchgeſpielt war, improviſirte der junge Mann eine Reihe von Variationen, in denen ſein Grundgedanke ſich ohne Verwirrung entwickelte, unter verſchiedenen Formen ſich zeigte, den Zuhörer wie in einem Zaubergarten umherleitete und endlich mit einem glänzenden Schluſſe endigte, nachdem er ſeine ganze Kunſtfertigkeit gezeigt hatte.

Der alte Muſikus betrachtete den Jüngling, die Geige auf das linke Knie geſtützt und den Bogen in der rechten Hand, mit ſeltſamer Verwunderung.

„Munari hat Recht,“ rief er endlich, und reichte ihm die Hand. „Ihr ſeyd ein Künſtler, der zu großen, hohen Hoffnungen berechtigt; doch hat er ſich über Euern wahren Beruf ſchwer getäuſcht. Ihr werdet ein gewaltiger Componiſt, aber nur ein mittelmäßiger Geigenſpieler werden.“

„Verzeihung, Meiſter,“ antwortete der Fremde, roth werdend, „doch befandet Ihr Euch ſchon einmal im Irrthum; vielleicht täuſcht Ihr Euch nochmals in Hinſicht auf meine Anlage zur Violine. Munari braucht oft das Sprüchwort, daß, um Papſt zu werden, man nur den feſten Willen dazu haben müſſe; und ſo gedenke

denn auch ich einſt ein Violinſpieler zu werden, der Euch nichts nachgeben ſoll.

„Wie nennt Ihr Euch?"

„Archangelo Corelli."

„Gut, Corelli! ſo ſollt Ihr auch die Ehre unſerer Kunſt werden, und Euer Ruhm ſoll einſt den Namen des alten Baſſini, Eures Lehrers, ganz aus dem Gedächtniſſe der Nachwelt löſchen."

„Ihr willigt alſo ein, mich in die Lehre zu nehmen?"

„Und zwar von heute an. Weil es Dein Wille iſt, ein Geigenſpieler erſten Ranges zu werden, und weil Du Muth in Dir fühlſt, die dazu nöthigen Studien zu machen, ſo will nicht ich der Mann ſeyn, der Dich Deinem edeln Vorhaben abtrünnig macht."

„Aber," meinte der Jüngling und ſchwitzte große Tropfen, „es walten noch einige kleine Schwierigkeiten ob."

„Du willſt ſagen eine große Schwierigkeit, Geſell! Das heißt ſo viel, als daß Du keinen einzigen römiſchen Thaler in Deinem Seckel haſt, nicht wahr? Meine Meinung iſt nun zwar nicht, daß eine gutgeſpickte Börſe ein überflüſſig Ding ſey, allein in Deiner Lage iſt ſie gerade nicht unumgänglich nothwendig. Armuth iſt die Mutter des Genies; mein eigenes Talent hatte auch keine andere Amme. Von ſechs Kindern, die meine gute Lilia mir gab, ſind mir nur vier noch geblieben; du ſollſt das fünfte ſeyn; wir werden etwas enger am Tiſche ſitzen, das iſt der ganze Unterſchied. Jetzt Kinder umarmt Euch, und dann ſchnell an die Arbeit, denn Gott begünſtigt nur dann ſtarke Familien, wenn ſie recht fleißig ſind.

Die jungen Leute, die einen guten Theil von ihres Vaters Lebhaftigkeit beſaßen, fielen Archangelo um den Hals und umarmten ihn herzlich. Auch Nelia, ein groß-gewachſenes, ſchönes Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren reichte ihm unbefangen die bräunliche Wange, die der junge Fremdling bebend berührte. Die beiden ältern Geſchwiſter gingen dann aus, um Stunden zu geben, der Jüngſte ſetzte ſich und begann ſeine Tonübungen. Nelia begab ſich an ihr Clavier, und Baſſini, um ſowohl dem Geräuſch des Inſtruments, als auch dem eben ſo geräuſchvollen Geſpräche ſeiner Frau mit ihrer Magd auszuweichen, ſtieg langſam in ein oberes Gemach ſeines Hauſes, wo ſein Arbeitszimmer ſich befand, und wo er ſeinem neuen Schüler den erſten Unterricht ertheilte.

Archangelo beſaß einen ſanften, ſchüchternen, zugleich aber offenen und einfachen Charakter; nach wenigen Tagen war er beim ehrlichen Giambattiſta ſo eingewöhnt, daß er ganz zu deſſen Familie zu gehören ſchien. Nur Nelia flößte ihm eine gewiſſe Furcht ein, von der er ſich keine Rechenſchaft zu geben vermochte; fielen aber die ſchwarzen Augen der ſchönen Römerin auf ihn, ſo verlor Archangelo plötzlich den Faden ſeiner Rede, ſeine Blicke verwirrten ſich und er gerieth in gewaltige Verlegenheit. Uebrigens beſaß das Mädchen, ihre hohe Geſtalt und ihre einer Prinzeſſin keine Schande machende Haltung abgerechnet, eigentlich nichts Ausgezeichnetes. Ihre Augen ſtrahlten von jener überſtrömenden Freude, die das köſtlichſte Sinnbild der Jugend iſt, und ihr etwas großer, aber mit einer prächtigen zweifachen Perlenreihe geſchmückter Mund verſchönerte ſich durch ein fortwährendes Lächeln.

Rechnet man übrigens einige kleine Schrecken ab, die dem unbefangenen Jünglinge die Gegenwart und zuweilen auch die etwas boshaften Aufmerkſamkeiten der hübſchen Lacherin verurſachten, ſo floß ſein Leben höchſt gemüthlich zwiſchen Arbeit und den ganz künſtleriſchen Erholungen der Familie hin. Und ebenſo, wie unſer ganzes Daseyn nur in Gegenſätzen und unerklärlichen Sonderbarkeiten beſteht, ſo geſchah es denn auch, daß Archangelo am Ende großen Zauber in dem Widerwillen empfand, den er in der Nähe des Mädchens ſpürte, und Nelia fühlte auch bald einige Verlegenheit mitten in ihren Schäkereien. Gleich dem jungen Adler gewöhnte ſich Archangelo, in die Sonne zu ſehen, ohne die Augen niederzuſchlagen; dagegen aber verſchleierte Baſſini's Tochter ihre Blicke unter der ihrem Geſchlechte angebornen Beſcheidenheit. Drückt eine feurige Hand eine kalte, und geht die Wärme der einen in die Kälte der andern über, oder findet umgekehrt das Entgegengeſetzte ſtatt, ſo ergibt ſich immer ein gleiches Reſultat, daß nämlich eine vollkommen gleiche Temperatur ſich bei beiden feſtſtellt. So geſtaltete ſich denn auch das Verhältniß der beiden jungen Leute; der Jüngling verlor ſeine Schüchternheit, das Mädchen wurde zurückhaltender, und ihr gegenſeitiges Betragen begann ſich mit der entzückenden Farbe einer aufkeimenden Liebe zu ſchmücken.

Für contemplative Gemüther, die ſich ohne ſinnlichen Egoismus, ohne Zweck und ohne Ueberlegung, das heißt ohne Berechnung, ganz dem Glücke der Liebe hingeben, gilt der Moment, in dem die Herzen ſich verſtehen, ohne daß der Mund ein einziges Wort von Liebe geſprochen hat, für die ſchönſte Zeit der ganzen Leidenſchaft. Archangelo, der wenig mittheilſam und gewohnt

war, ſeine Gemüthsbewegungen in ſich zurückzudrängen, um ſie dadurch noch mehr zu ſteigern, liebte recht von Herzen innig, und hatte die geheime Ueberzeugung, daß er eben ſo innig geliebt werde. Dieß war auch ungefähr Alles, nach dem er ſich ſehnte, denn die Phantaſie des jugendlichen Künſtlers war ein Heiligthum, das keine ſchuldbewußten Gedanken aufkommen ließ; die Liebe zur Kunſt brannte in ihm mit ſo feuriger Flamme, daß alle andern Leidenſchaften gegen ſie gehalten, nicht aufkommen konnten.

Bei dem Mädchen war dagegen ein anderer Fall eingetreten. Das feurige italieniſche Blut und die Lebhaftigkeit, die in dem Charakter aller Baſſini's vorherrſchte, machte ihr die unerſchütterliche Ruhe ihres jungen Geliebten faſt unerträglich. Ihrer etwas heftigen Gemüthsart ungeachtet, war ſie in den Grundſätzen einer ſtrengen Tugend erzogen worden, und überdieß beſaß ſie eine ſo gute Meinung von ihren eigenen Reizen, daß ſie nicht entfernt daran dachte, durch Mittel, die dem weiblichen Geſchlechte ſtets zu Gebote ſtehen, ein Geſtändniß zu erhaſchen, das gar zu lang auf ſich warten ließ. Als aber Wochen und Monde verfloſſen, ohne daß Archangelo den geringſten Verſuch wagte, die bis jetzt nur durch zärtliche Blicke und halb erſtickte Seufzer geführte Unterhaltung durch kräftigere Sprache zu erſetzen; ſo geſchah es, daß die Zurückhaltung des jungen Künſtlers Nelia's Herz doch zuletzt empfindlich traf, und daß der dadurch erzeugte Verdruß ihr böſe Rathſchläge eingab.

Unter den vielen Künſtlern, die Baſſini's Haus beſuchten, befanden ſich manche junge Muſiker, die wohl mit Corelli hinſichtlich ſeiner äußeren Vorzüge in die

Schranken treten konnten, ohne jedoch, wie er, den Ausdruck wahrer Engelsreinheit zu beſitzen, die ſein blühendes Geſicht ſchmückte. Nelia that nun, als höre ſie mit mehr Vergnügen, als wirklich der Fall war, auf ihre Artigkeiten. Sehr ſchmerzlich wurde dieß von Archangelo bemerkt, ſeine Beſcheidenheit erlaubte ihm aber nicht, in Klagen darüber auszubrechen, oder dieſe nur durch betrübte Blicke zu erkennen zu geben, und als Nelia ſogar in ſeiner Gegenwart in übertriebenes Lob ſeiner dem Anſcheine nach bevorzugten Nebenbuhler ausbrach, ſo gab Corelli treuherzig dazu ſeine Einſtimmung und ſparte ſeine Thränen für ſeine Einſamkeit auf; das Mädchen, das den Erfolg ihres gefahrvollen Unternehmens nicht einſah, und das immer aufgebrachter über die ſtets ſtärker ausgeſprochene Zurückhaltung ihres ſchüchternen Geliebten wurde, fuhr fort, ihrer Koketterie freien Lauf zu laſſen.

Unter denjenigen jungen Männern, die ſich beſonders um Nelia's Gunſt bewarben, befand ſich auch ein Schüler Baſſini's, der, aus einem edeln neapolitaniſchen Geſchlechte ſtammend, das Studium der Muſik nur aus Liebhaberei trieb, ſeinem Aeußern nach recht hübſch war, aber einen ſehr gewöhnlichen Verſtand und eine merkwürdige Eingenommenheit von ſich ſelbſt beſaß, und Lorenzo di Monteſerrato hieß. Seine Familie, deren Oberhaupt den Titel „Principe“ führte — ein in Italien ſehr häufig vorkommender Titel — behauptete von einem jüngern Zweige des Hauſes Montſerrat abzuſtammen, das den Kreuzzügen tüchtige Kämpfer geliefert hatte.

Nelia, die Lorenzo ſowohl wegen ſeiner perſönlichen Mittelmäßigkeit, als auch wegen des ſie trennenden

Standesunterſchiedes für ſehr ungefährlich hielt, ſchien ihm einen bemerklichen Vorzug vor den andern jungen Männern ihrer Bekanntſchaft zu geben. Vielleicht geſellte ſich auch ein gewiſſer Stolz, eine ſolche vornehme Eroberung an ihrem Triumphwagen zu ſehen, ganz im Geheimen zu dem Wunſche, Archangelo's Eiferſucht zu erwecken. Mochte es ſich nun aber damit verhalten wie es wollte, genug, Nelia ſteigerte die Beweiſe ihrer angeblichen Vorliebe für Lorenzo ſo weit, daß ſie die Beſorgniß ihrer Eltern erregte, den neapolitaniſchen Cavalier faſt außer ſich brachte und den armen Archangelo beinahe wahnſinnig machte.

Die Löſung dieſer kleinen Intrigue ließ nicht lange auf ſich warten; Giambattiſta Baſſini verlangte von Lorenzo eine Erklärung, und weil dieſer ſich zu einer Trennung von ſeiner geliebten Nelia nicht entſchließen, frei aber über ſeine Hand und über ſein Vermögen ſchalten konnte, ſo zeigte er ſich bereit, die Tochter des Muſikers zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben, und weil man keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Liebe Nelia's zu dem edeln Cavalier ſetzte, ſo wurde die Heirath alſobald beſchloſſen und die Braut von allen ihren Verwandten mit Glückwünſchen überhäuft. Anfangs fühlte ſich Nelia über dieſes unvorhergeſehene Ergebniß ihrer Koketterie ſchwer betroffen; dann ſchien Archangelo's Gleichgültigkeit das Opfer ihrer eigenen Neigung zu erfordern, der Gedanke an eine glänzende Zukunft machte ihr den Kopf ſchwindeln, und ohne zu großen Widerſtand gab ſie ihre Einwilligung zu dem eben abgeſchloſſenen Vertrage. Ihr nicht lange dauerndes Zögern wurde auf Rechnung jungfräulicher Schaam geſchrieben, und ihre doch nicht ganz zu unterdrückende innere Bewe-

gung bei dieſem Schritte, ließ ſie in den Augen ihres künftigen Gatten noch viel entzückender erſcheinen.

Archangelo war durch zu nahe Bande der Freundſchaft mit der Familie verbunden, als daß man ihn bei dieſer feierlichen Gelegenheit hätte vergeſſen ſollen. Die jüngern Söhne Baſſini's ſprangen fort, um ihn in ſeinem kleinen Winkel unter der Terraſſe des Hauſes aufzuſuchen, führten ihn im Triumphe vor die verſammelte Familie, und hier vernahm er denn, wie ſein Meiſter Giambattiſta mit gewaltiger Stimme den Beſchluß verkündigte, der alle ſeine ſchuldloſen Jugendfreuden, alle ſeine Träume von einſtigem Glück, alle ſeine auf die Zukunft gebauten Hoffnungen vernichtete. Außer Stand, ſeine Verzweiflung bei der Ankündigung dieſes traurigen Ereigniſſes niederzukämpfen, ſtieß der unglückliche Archangelo einen Schrei des unſäglichſten Jammers aus, und ſank zu Boden.

Sehr glücklich für Nelia hatte ſich Aller Aufmerkſamkeit auf den unglücklichen Jüngling vereinigt; daher bemerkte man nicht die furchtbare Bläſſe, die über ihre Züge ſich ergoß, als ſie den ſchmerzvollen Ausbruch einer Liebe ſah, die ſie theilte, die ſie aber auch für ewig zur qualvollſten Pein verurtheilt hatte.

Corelli konnte unmöglich ſeine Liebe zu Nelia länger verbergen, und weil die Hochzeit erſt nach einigen Monaten gefeiert werden ſollte, ſo vermochte der junge Künſtler nicht länger unter einem und demſelben Dache mit der Geliebten zu hauſen. Dieſer Umſtand betrübte unendlich den ehrlichen Giambattiſta, der Archangelo gleich ſeinem eigenen Kinde liebte, und der es für ein Glück gehalten haben würde, hätte er ihm früher ſeine Tochter geben können, bevor er ſie ſo unerwartet mit

einem vornehmen Herrn verlobt hatte. Sein Bedauern wurde dadurch noch ſehr vermehrt, daß er ſich genöthigt ſah, ſeinen Schüler aus den ihm ſo freundlich gebotenen Aſyle gewiſſermaßen zu vertreiben. Der Stolz des jungen Kunſtgenoſſen erſparte ihm jedoch dieſen Verdruß. Er ließ den ganzen Tag über ſich nicht blicken; erſt als am Abend die ganze Familie im großen Gemach ſich zuſammen gefunden hatte und ſchon im Begriffe ſtand, das gemeinſchaftliche Gebet, bevor ſie ſich für die Nacht trennte, zu verrichten, erſchien Corelli mit einem Päckchen unter dem Arme, das ſeine ganze Habe enthielt. Die Bläſſe ſeines Geſichts und ſeine abgeſpannten Züge ſchienen ihn jedoch nichts weniger als zu entſtellen.

„Meiſter,“ ſprach er endlich, mit kaum vernehmlicher Stimme, „ich will um Euern Segen bitten, bevor ich von Euch ſcheide.“

„Du haſt ihn ſchon mein theurer Sohn!“ rief der Greis, und drückte den Jüngling liebevoll an ſeine Bruſt. „Möge Gott Dich behüten und ſchützen!“ fuhr er fort, und legte ſeine Hände auf Archangelo's blonden Lockenkopf; „ſchon jetzt hat er aus Dir einen braven Geſellen und tüchtigen Künſtler gemacht; möge er ferner die köſtlichen Eigenſchaften Deines Herzens und Deines Gemüthes entwickeln, und dann wirſt Du die Welt erfüllen mit Deinem Rufe!

Nun umringten ihn die drei jungen Leute und vermiſchten ihre Thränen mit den ſeinigen, denn Jeder von Ihnen betrachtete ihn als Bruder.

Und jetzt ſage an, mein Burſch, was gedenkſt Du zu thun? Willſt Du nach Fuſignano zurückkehren, und das Dir von Gott geſchenkte Pfund dort vergraben?

Dies wäre eine große Sünde, denn der alte Munari iſt nicht im Stande, ſein unternommenes Werk zu vollenden.“

„Ich gehe nicht nach Fuſignano, Meiſter! Herr Matteo Simonelli, der Kapellmeiſter des heiligen Vaters nimmt mich bei ſich auf.“

„Unmöglich!“ rief Giambattiſte, und ſchlug vor Verwunderung beide Hände zuſammen: „Matteo Simonelli iſt ein gewaltiger Meiſter, und tauſendmal beſſer, als ich, im Stande, Dich durch alle Schwierigkeiten der Kunſt ſicher hindurchzuleiten; ſein Geiz iſt aber leider eben ſo gut bekannt, als ſeine großen Talente, und Du biſt nicht reich genug, Archangelo, um ſeinen Unterricht zu bezahlen.“

„Doch bin ich jung genug um ihm Dienſte gegen Dienſte zu leiſten.“

„Ich verſtehe!“ entgegente Baſſini und bebte vor Unwillen: „hier warſt Du das Kind vom Hauſe nnd dort mußt Du.... O Nelia, Nelia!“ fuhr der Alte fort und rang die Hände, „welch großes Opfer fordert Dein Glück von mir!“

Nelia war aber längſt nicht mehr zugegen; das arme Mädchen hatte ſich in ihre Kammer geflüchtet; den Kopf unter ihre Bettücher verborgen, um ihr Schluchzen zu erſticken, trat ſie jetzt ihre Lehrzeit als vornehme Dame damit an, daß ſie ihren Stolz, ihre Koketterie und die ganze Zukunft verwiſchte, die ſie ſich zubereitet hatte.

II.

Dieſer unglückliche Ausgang vermochte jedoch nicht die Liebe der beiden jungen Leute zu erſticken, weil

Digitized by Google

ſie aber jetzt aufhörte eine erlaubte zu ſeyn, ſo wollen wir uns bei den Einzelnheiten ihres elenden Daſeyns nicht länger aufhalten.

Dem Signor Lorenzo di Monteſerrato wollte es nicht gelingen, ſeine Gattin ſeiner ſtolzen Familie vorſtellen zu dürfen, und weil er ſich wegen ſeiner Mißheirath vom neapolitaniſchen Adel gleichſam in Verruf gethan ſah, ſo verließ er Italien, und zog nach Paris, wo die Signora di Monteſerrato bald in den Kreiſen der vornehmſten Ariſtokratie glänzend auftrat. Kurze Zeit dararf begab ſich auch Corelli, welcher der ihn verzehrenden Leidenſchaft nicht zu widerſtehen vermochte, nach Paris, jedoch nur zu Fuß, und hatte als ganzes Gepäck nichts weiter als ſeine Violine bei ſich, auf der er ſchon eine gewaltige Meiſterſchaft erlangt hatte. Er war nach Frankreich gewandert, um ſein Glück zu ſuchen, und fand auch Kronen, doch brachte er Verzweiflung im Herzen mit zurück.

Die Geſchichtsſchreiber der Muſik behaupten, daß Lully's Eiferſucht, der damals auf dem Gipfel ſeines Ruhmes ſtand, dem jungen Virtuoſen ſo viel Verdruß und Plackereien erregt habe, daß dieſer gezwungen worden wäre, Paris zu verlaſſen. Dieſe Angaben ſind jedoch unrichtig: wir haben vollwichtige Beweiſe von Lully's Wohlwollen gegen ſeinen Landsmann in Händen, den er ſelbſt bei Hofconcerten einführte, und alle Gelegenheiten aufſuchte, ſein Talent recht glänzend auftreten zu laſſen. Corelli fand Mittel, Nelia wieder zu ſehen, und ſie ihrer ehelichen Treue wortbrüchig zu machen. Das ſchuldbeladene Glück der beiden Liebenden wurde ruchtbar, Lorenzo war der Letzte, der davon hörte, doch wurde er endlich davon unterrichtet, und

ſuchte nun um eine Lettre de Cachet nach, um Corelli einſperren laſſen zu können. Noch zur rechten Zeit benachrichtigt, ergriff Archangelo die Flucht; sechs Monate ſpäter ſtarb Nelia, die mit ihrem Gatten wieder ausgeſöhnt war, bei der Geburt einer Tochter, deren Vater für gar manche Leute ſehr zweifelhaft war.

III.

Im Jahre 1712, ungefähr fünfunddreißig Jahre nach den von uns erzählten Begebenheiten, ſtrahlte das Theater in Neapel, das zwar noch nicht das von San-Carlo, jedoch eines der herrlichſten der damals den dramatiſchen Vorſtellungen geweihten Bauwerke war, während eines der erſten Abende der Winter-Saiſon in ungewöhnlichem Glanze. Die gelben Wachskerzen, welche die gewöhnlichen Lichter auf der Bühne und in den Wand- und Kronleuchtern des Saales verdrängt hatten, deuteten darauf hin, daß der König ſelbſt der Vorſtellung beiwohnen würde, und die Menge, die ſchon ſeit frühem Morgen alle Zugänge des Theaters belagert gehalten, und jetzt den Saal bis oben hinauf füllte, bewies, daß irgend ein ungewöhnliches und feurig erſehntes Schauſpiel der Neugier dargeboten werden ſollte.

Wirklich wollte auch der größte Violinſpieler Italiens, den Matheſon, ein nicht ſehr feiner Kritiker, „den Fürſt aller Tonkünſtler“ nennt, und den Gaſparini mit dem Namen „il vero Orfeo di suo tempo“ belegt, Corelli nämlich; zum Erſtenmale ſein bewunderungswürdiges Talent vor dem Enthuſiasmus der Neapolitaner leuchten laſſen.

Als nun der König Platz genommen hatte in einer

reichen offenen Loge, die dem damaligen Gebrauch gemäß für ihn auf dem Proſcenium errichtet worden war, und als das verſammelte Publikum ihn mit dem gewöhnlichen Beifallszeichen empfangen hatte, führte das Orcheſter eine Ouvertüre von Alexander Scarlatti auf, die ungeduldig genug angehört wurde, obgleich ſie wenige Tage früher bei allen Dilettanti furore gemacht; hierauf entſtand im ganzen Saale eine feierliche Stille, und Corelli erſchien unter Vortritt eines Dieners in königlicher Livree, der auf einem mit dem Wappen des Königs geſtickten Sammetkiſſen die berühmte Amati des verſtorbenen Giambattiſta Baſſini trug.

Bei dem Anblick des berühmten Virtuoſen erhob ſich das geſammte Publikum wie ein einzelner Menſch, und als der König applaudirt hatte, um dem Beifall freien Lauf zu laſſen, der außerdem nicht gewagt haben würde hervorzubrechen, ertönte der Saal mehrere Minuten lang von ſolchen donnernden Vivats und Bravo's, daß deſſen Gewölbe erbebten.

Damals war Corelli faſt ein Sechziger; ſein Geſicht hatte trotz der Runzeln des Alters doch den vollen Ausdruck der Güte und der Sanftmuth beibehalten, die ihm in jüngern Jahren ſo vielen Reiz verliehen. Der große Muſiker hatte, obwohl ganz Europa ſeines Ruhmes voll war, doch nur wenige Reiſen gemacht, weil er vielleicht die friedliche Ruhe, die er in Rom genoß, zu ſehr liebte, oder weil er, wie man behauptete, die Eiferſucht der gleichzeitigen Violinſpieler fürchtete. Sicher war er der ſeinem herrlichen Talente dargebrachten Ehren- und Beifallsbewegungen hinlänglich gewohnt; weil aber die Römer ſelbſt vollkommen bekannt waren mit ſeinen Zauberklängen, ſo drückte ſich auch ihr Ver-

gnügen, wenn ſie ſie hörten, weniger pomphaft und mehr, als ob er zur Familie gehöre, aus; der raſende Enthuſiasmus der Neapolitaner ſchon bei ſeinem Auftreten, ſetzte folglich den alten Mann in größte Verwunderung und rührte ihn bis zu Thränen.

Corelli ſpielte an dieſem denkwürdigen Abende zwei Stücke, und zweimal ſteigerte ſich der Beifall des Publikums bis zum Wahnſinn; dieſer Triumph des berühmten Violiniſten war der ſchönſte ſeines Lebens, leider ſollte er aber auch der letzte ſeyn.

Ein gleichzeitiger Geſchichtsſchreiber macht bei dieſer Gelegenheit die ſcharfſinnige Bemerkung, daß in der Laufbahn eines Künſtlers oft ſeltſame Wechſelfälle vorkämen.“ Einige Tage ſpäter wurde Corelli bei Hof dringend gebeten, ſich abermals hören zu laſſen, und ſpielte eine der Sonaten aus ſeiner bewunderten fünften Sammlung. Der König fand das Adagio zu lang und zu langweilig, und entfernte ſich. Der oben von uns ſchon angeführte Chroniſt bemerkt hierbei, ob mit Recht oder Unrecht wollen wir unentſchieden laſſen, daß der Monarch, beleidigt durch die gewaltigen Beifallszeichen, mit denen der Künſtler im Theater empfangen worden, wogegen ſein eigner Empfang ganz in den Hintergrund verſchwunden ſey, ihn hierdurch für ſeine ihm vom Volke dargebrachte Oration habe wollen büßen laſſen. Sei dieſem nun aber wie ihm wolle, genug Corelli gerieth hierdurch keineswegs in große Verlegenheit und fuhr herzhaft in ſeinem Spiel fort; allein die Höflinge, die ihm zuhörten, waren zu genaue Beobachter der Etiquette, als daß ſie einem Stück hätten applaudiren ſollen, das vom Könige ſchon durch ſein Schweigen ver-

urtheilt war. Das Concerto endigte unter lauten Geſprächen und ohne den mindeſten Beifall zu erhalten.

Dieſer Unfall, wenn man es ja ſo nennen will, konnte zu leicht wieder gut gemacht werden, als daß die Gemüthsruhe des berühmten Meiſters dadurch hätte auf längere Zeit geſtört werden ſollen. Corelli wußte wohl, daß das Publikum bereit war, ihm eine glänzende Genugthuung zu geben, und daß er unter der Menge mehr Verehrer ſeines Talentes finden würde, als er eigentlich bedürfe, um die Stimmen der königlichen Schmeichler mehr als hinreichend aufzuwiegen. Er ließ für den folgenden Tag ein Concert ankündigen.

Der König war dießmal nicht im Theater. Corelli's Auftreten wurde jedoch nur um ſo lebhafter und freiwilliger von dem Klatſchen des Volkes empfangen, das Einzige, welches von ächten Künſtlern geſucht werden ſollte. Der Künſtler gab dieſelbe Sonate, mit der er am Hofe durchgefallen war; das Adagio, das den König in die Flucht getrieben hatte, wurde tief empfunden, und brachte wundervolle Wirkung hervor; allein es ſtand einmal geſchrieben, daß dieſes Stück für den ruhmvollſten Künſtler Italiens ſehr verhängnißvoll ſeyn ſollte.

Corelli war gewohnt ohne Noten und ohne Begleitung zu ſpielen; während er nun ſo die ſchwierigſten Paſſagen executirte, ſchweiften ſeine Blicke unaufhörlich im Saale umher, als wenn ſein Inſtrument unter der Herrſchaft des allereinfachſten Mechanismus geſtanden hätte. Nach den erſten Takten des zweiten Theils der Sonate verfiel Corelli plötzlich in jene dumpfe Verwunderung, die die Anſtrengungen des Verſtandes bis an die Grenzen des Wahnſinns hinaufſchraubte. Mitten in

einer Geſellſchaft prachtvoll geſchmückter Herren und Damen, hatte Archangelo ſo eben ſeine Nelia erkannt. Nelia, die er ſo viele Jahre lang beweint hatte, befand ſich hier in voller Anmuth, obgleich ihre mächtige Schönheit doch in einem hohen Grade der Reife zu ſtehen ſchien. Gewaltig ſchlug das Herz des Künſtlers beim Anblick dieſes Weibes, der einzigen Liebe ſeines Lebens. Kurzes Nachdenken bewies ihm jedoch die Unmöglichkeit, der ſich ihm darbietenden Erſcheinung, denn dieſe Dame ſchien höchſtens fünfunddreißig Jahre alt zu ſeyn, und obgleich Kunſt und Entfernung wohl mehrere Jahre verbergen konnten, ſo mußte Nelia doch einige Jahre älter als ihr Geliebter ſeyn.

Während der Virtuos nun ſolchergeſtalt eine Beute war des Zweifels und des Erſtaunens, bemerkte er nicht, daß der ganze Saal unterdeſſen dem Einfluſſe einer anderen Bewunderung erlag. Ohne es zu wiſſen hatte Corelli bei einer wichtigen Paſſage die Tonart geändert, und ſpielte aus Moll, was das Orcheſter in Dur begleitete. Vergebens erſchöpfte ſich Alexander Scarlatti, der ſelbſt das Orcheſter dirigirte, in Anſtrengungen um den Irrthum zu verbeſſern und den Soloſpieler aus ſeiner Zerſtreuung zu reißen. Corelli war gänzlich außer Faſſung gekommen, häufte Fehler auf Fehler, ſo daß es ihm unmöglich wurde weiter fortzuſpielen. Völlig zerrüttet, faſt wahnſinnig trat er ab. Einen Augenblick ſpäter kündete man an, daß plötzliches Uebelbefinden dem virtuosissimo di violino nicht geſtatte, ſein Concert zu vollenden.

Corelli war weit entfernt unempfindlich gegen die öffentliche Schmach zu bleiben, die er ſeinem alten Ruhme zugefügt hatte. Noch lebhafter aber als das

Gefühl ſeiner Niederlage regte ſich in ihm das Verlangen, ſeiner Ungewißheit hinſichtlich der Erſcheinung ein Ende gemacht zu wiſſen, und Alles bot er auf, um den Namen der Dame zu erfahren, die ſeiner geliebten Nelia ſo ſprechend glich. Man ſagte ihm, daß ſie die Fürſtin Caſſarini ſey.

Nach Verfluß mehrerer Stunden, als der Schlaf Corelli's aufgeregtes Gemüth beruhigt hatte, kam ihm der Gedanke, daß dieſe Dame, deren Anblick ihm das Bild ſeiner Geliebten ſo ganz genau zurückgerufen hatte, wohl Niemand anders, als ſeine eigne Tochter ſeyn könne, und dieſe Idee goß in das Herz des Greiſes einen ſo tröſtenden Balſam, daß er einen Augenblick lang ſeinen alten Schmerz und ſeinen neuen Verdruß gänzlich vergaß. Das Glück, ſeine Tochter ſehen, und wäre es auch nur für einen Moment, ſie an ſein Vaterherz drücken zu können, ſchien ihm hinlänglicher Erſatz für ein langes freudeloſes und ſchmerzliches Daſeyn. Der Reſt der Nacht verfloß in anmuthigen Träumen der väterlichen Liebe, und ſobald die Morgenſtunde es erlaubte, begab ſich Corelli in den Palaſt der Fürſtin Caſſinari, die allerdings die Tochter des verſtorbenen Lorenzo di Monteſerrato war.

Nach den erſten Worten eines kalten und ſtolzen Empfangs gerieth erſt der Künſtler auf den Gedanken, daß es wohl viele Schwierigkeiten haben dürfte, das Geſpräch auf einen Gegenſtand zu leiten, der die Ehre einer erlauchten Familie ſo nahe berühre; er bedachte ferner, wie es ſehr leicht möglich wäre, daß ſeine Tochter den Ruhm einer vornehmen Abkunft, den ſie jetzt beſaß, wohl der Schande unehelicher Geburt weit vorziehen möchte. Dieſe Vorausſetzung verwandelte ſich in

große Wahrſcheinlichkeit, als Corelli, eingeſchüchtert durch die Kälte ſeiner Tochter, ſtotternd einige Anſpielungen auf ſein früheres Verhältniß zu Nelia hatte fallen laſſen.

„Halten Sie ein," ſprach trocken die Fürſtin, „ich will nichts hören, was die Achtung, die ich dem Andenken meiner Mutter ſchuldig bin, beeinträchtigen könnte. Ich weiß recht gut, daß franzöſiſcher Leichtſinn ſonderbare Gerüchte über ſie ausgeſprengt hat; der Marcheſe di Monteſerrato, mein Vater, wußte jedoch die Verläumder ſchweigen zu machen und die Ehre unſeres Hauſes unbefleckt zu erhalten.... „Herr Corelli," fuhr ſie in einem Tone fort, der ſeit langen Jahren im Herzen des Greiſes ſchlafende Accorde anklingen ließ, „Sie befanden ſich geſtern unwohl; Ihre eifrigſten Bewunderer mußten bemerken, daß Ihr Gemüth nicht in ſeiner gewöhnlichen Stimmung war. Ein Nervenzufall vermuthlich, der wie ich hoffe, ohne Folgen bleiben wird."

„Doch gnädigſte Frau!" antwortete der Künſtler mit ſeiner rührenden Einfachheit, „ich fühle, daß er mir das Leben koſten wird!"...

Und Corelli vergoß bittere Thränen.

„Ihr Zuſtand iſt wahrhaft betrübend," entgegnete die Fürſtin ſtolz; ich werde Befehl ertheilen, daß man ſie in meiner Sänfte heimbringe. Morgen werde ich mich nach ihrem Befinden erkundigen laſſen."

„Morgen," verſetzte Corelli," bin ich nicht mehr in Neapel."

Einige Schriftſteller haben die tiefe Schwermuth, die ſich ſeit dieſem Augenblicke des großen Künſtlers bemächtigte, der geringen Wirkung zugeſchrieben, die ſeine Rückkunft in Rom hervorbrachte, wo Valentini,

ein ſehr mittelmäßiger Violinſpieler, dazumal gerade an der Tagesordnung war. Dieß iſt aber ein Irrthum, der den Adel eines ſolches Charakters verleumdet. Die augenblickliche und wahrſcheinlich freiwillige Vergeſſenheit, in der Corelli ſeit ſeiner Rückkehr in Rom ſchmachtete, vermochte wohl ſeine Empfindlichkeit nicht bis zu der düſtern Verzweiflung zu ſteigern, die ihn raſch zum Grabe zuführte. Die Memoiren des Cardinals Ottobini, in deſſen Palaſte er wohnte, vernichtet dieſe ſeltſame Anſicht; auch beweißt der unerhörte Pomp, der bei dem Leichenbegängniſſe dieſes für alle Zeiten berühmten Mannes entwickelt wurde, daß ſeine Zeitgenoſſen wohl den Verluſt eines Mannes zu würdigen wußten, den die Kunſt in Corelli's Perſon erlitt.

Anekdote.

Ein reiſender Geigenhändler kam eben mit ſeinem Transporte vor das Thor einer ſch— Stadt, wurde aber durch das ſchnelle Vorſpringen eines dürren Viſitators in ſeinem Fortfahren gehindert. Mit deſpotiſcher Stimme fuhr dieſer den erſchrockenen Wanderer an: Hat er Paß? Verzeih'ens, entgegnete der Geigenhändler mit erheiterter Miene; Verzeih'ens, ich habe lauter Geigen.

Ein Ton aus der Scala eines Muſikers im neunzehnten Jahrhundert.

(Vorgeleſen im Muſeum zu Frankfurt von Gollmick.)

Ich will ein Tonkünſtler werden, ein Tonkünſtler! So ſprach ich entſchloſſen, nach langem tiefem Nachdenken. Iſt doch die ganze Welt nur ein einziges ungeheures Polychordium, das der große Geiſt über den Sternen meiſtert, und wir Menſchen ſind die einzelnen Töne, die nach ſeinen Gedanken regiert, erhöht, erniedert, wieder aufgelöſ't, vereinigt und getrennt werden. Jeder dieſer Menſchentöne iſt an und für ſich ein Wohlklang, und erſt ſeine Verhältniſſe zu den andern Klängen beſtimmen, ob er es bleiben oder oft zur ſchneidendſten Diſſonanz werden ſoll. Alles im Leben deutet ja jene grenzenloſe Harmonie an, deren einzelne Atome wir ſind. Jeder Ton iſt Leben, obgleich gar manches Leben nur zum Tone zu gehören ſcheint.

Bezeichneten doch die Griechen den Inbegriff aller erworbenen Kenntniſſe mit dem Worte: Muſik. — Dichtkunſt, Beredſamkeit, Philoſophie, Sternkunde, ſelbſt Grammatik und Alles, was ſpäter die edeln Römer studia humanitatis nannten, gehörte zu derſelben. Deßwegen will ich ein Tonkünſtler werden, und auf den alten

Stamm voll geſunden Marks ein junges, blühendes Reis pfropfen; der Patriarch ſoll mit dem lebensfrohen Jüngling Hand in Hand gehen, ohne daß der Erſte eine Geſtalt aus der alten harten Schule Holbeins, der Letzte ein Stutzer aus dem Wiener Modejournal werde. Mit dieſer geiſtigen Verſchmelzung war die Linie meines Künſtlerlebens gezogen, und ich begann meine Vorſtudien: Ich ſtürzte mich in den Bach hinein, — ich ſuchte Händel — Gluck that mir wohl in einſamen Nächten — Schneider war mir Maaß für das Oratorium — der cantatenreiche Schuſter lehrte mich, wo mich eigentlich der Schuh drückte. Nach Scheibe's trefflichen Recitativen zielte ich; — Knecht, der Baßbezifferte, wurde mein Herr; — Umlauf wählte ich zum Vorläufer ins Reich der Popularität; (wen hätte z. B. deſſen berühmte Baßarie: „Zu Steffen ſprach im Traume ꝛc.“ nicht oft wach erhalten?) — Vogel lehrte mich den Flug, mit dem er ſeinen Demophoon erreichte; — nur den Schein mied ich, denn der Text ſeines Chorals: „Ach Herr, mich armen Sünder ꝛc.“ ſchien mir immer eine ſpitzfindige Anzüglichkeit zu enthalten; — Haydn ſollte mich aus dem Heidenthum meiner Begriffe befreien, mich die reine Religion der Kunſt lehren, und Mozart's zarte ſeelenvolle Weiſen mir völlig das Wallhalla der Tonkunſt erſchließen. —

So öffneten ſich meinem Geiſte bald die Schleuſen der Theorie und Praxis, und die Werke von Jubal bis Mayſeder erklangen in meiner Seele wieder. Ich wollte als Componiſt debütiren, und die Oper ſollte das Wechſelbureau für meine attaliſchen Schätze werden. Nur die Oper, dachte ich, iſt der Centralpunkt aller Genres, und wer ſeine Autoren, wie Moriſon ſeine

Digitized by Google

Univerſalpillen glücklich verſchluckt hat, darf kühn mit der einen Hand den Himmel, mit der andern die Hölle berühren. Aber ich hatte nicht Luſt, das theure Lehrgeld mit ſo manchen Neulingen zu zahlen, die das Gewinſel ihres allererſten und einzigen Säuglings ſchon für Sphärenmuſik halten, Directionen und Publikum damit peinigen, und ſich einbilden, der mühſam geknetete Teig, noch halbroh aus dem Ofen gezogen, müſſe auch gleich das Manna werden für den äſthetiſchen Heißhunger aller europäiſchen Völker. Ich wollte nicht Baumeiſter ſeyn, eh' ich den Mörtel miſchen oder den Kübel tragen konnte. Deßhalb ſtudierte ich die Natur der Inſtrumente und die der menſchlichen Kehle; ſtudierte die Bühne, das Publikum, den Geſchmack und das Trifolium der Kritik, nämlich: die terroriſtiſche, die gemäßigte und — die beſtochene. Auch ſchrieb ich zuvor ein Halbdutzend Preisſymphonieen, und betrachtete das Alles nur als Vorſchule, eh' ich wagte, ein zweiter Ikarus, mich der Kunſtſonne zu nähern. Aus meinem freiwilligen Exile trat ich nun heraus in die große Welt. Aber mir ſchwindelte vor dem Contraſte der Wirklichkeit mit meinen frommen Träumen. Mit jedem neuen Blick ins vielbewegte Räderwerk des Kunſtlebens änderte ſich mein Syſtem. Ein unbezwingbarer Ehrgeiz ſtachelte mich, bald unſere ſtrahlenden Meteore zu verdunkeln. Nach jeder neuen Oper, die ich hörte, ward ich fieberkrank. Ich hatte nicht Ruhe mehr bei Tag und bei Nacht. Ich ſah ein, daß, wenn ich gelten wollte, ich unſere Heterodoxen überbieten müßte. Ich wurde, eh' ich mich's verſah, der eifrigſte Anhänger der ſogenannten romantiſchen Schule — einer Schule, jetzt der Anziehungspunkt der ganzen muſikaliſchen Literatur und aller Bühnen. Ich mußte alſo mit dem

Strome ſchwimmen, wollte ich nicht ſitzen bleiben; denn hier neue Bahn brechen zu wollen, ehe wir die Unſchuld unſerer Väter glücklich wieder erlangt hatten, war gefährlicher, als in dieſem Strome, ſelbſt wie ein Held unterzugehen. Es währte daher lange, bis ſich ein Dichter fand, der ſeine Abſicht in edler Selbſtverläugnung ganz der meinigen aufopfern wollte. Er fand ſich aber, und ſeine menſchenfreundliche Feder wurde zum Docht für meine Flamme. Er verſtand die verſchiedenſten Zeitalter, Völker und Sitten ſo geſchickt in eine Intrigue zu verweben, ließ ſo unvermerkt Fluth und Ebbe ſich umarmen, daß, wer nicht Büſching's Geographie oder Becker's Weltgeſchichte vollkommen inne hatte, von der Wahrſcheinlichkeit, mit der alle dieſe Dinge in einander gefügt waren, getäuſcht werden mußte. Um nur Einiges anzuführen, ließ er z. B den römiſchen Cäſar ſeinem Volke einen Schmauß an 22,000 Tafeln geben, wie es Forkel beſchreibt, und dabei den Sokrates die Flöte blaſen. Er bot mir alſo durch Näherrückung der pythiſchen Spiele einen brillanten Stoff für muſikaliſche Effekte dar. Ebenſo ließ er mir den Nero, als Apoll verkleidet, Gaſtrollen in Neapel geben, und auf ſeinem Wege dahin ihm den podoliſchen Mazeppa begegnen, der, auf dem wilden tartariſchen Pferde einhergaloppirend, in einer ſanften Romanze ſein Schickſal beklagte. Auch den Ochſen des Phalaris citirte er, woraus eine Arie voll Feuer und Gluth in einem 32 Fuß tiefen Bourdon ertönte; und Arion, den göttlichen Sänger, läßt er an einem Chore raſender Ciconierinnen bis in den Fluß Hebrus verfolgen, wohin er, der Dichter, die Sage vom Delphin verlegt, auf deſſen Rücken Arion ſeine Kunſtreiſe nach Aegypten fortſetzt, um dort in den Pyramiden der

Iſis und Oſiris — eine Verlagshandlung für die Geſammtausgabe ſeiner Werke zu etabliren. Und warum ſollte gerade mein Dichter eine Ausnahme in Anachronismen machen, da ſich weit namhaftere mit ſo vielem Glück darin verſuchten? Meine Muſik war dieſen verſchiedenartigen Stoffen völlig angemeſſen. Ich ritt mit eingelegter Lanze in die Schranke, wie Spontini, die berühmte Trompeterin Panthea vor mir her; ich war volks- und eigenthümlich wie Maria v. Weber; empfindſam und kränkelnd wie Bellini; beredt und melodiös wie Paeſiello; antik und kräftig wie Cherubini; abenteuerlich und ſeltſam wie Auber; jovial, feurig, melodieen- und fermatenreich wie Roſſini. Ich ſchmolz Wenzel Müller uud Spohr zuſammen, Meyerbeer und Weigl. Mein Werk war fertig. Ach! wer noch keine Oper geſchrieben hat, darf auf irdiſche Seligkeit keinen Anſpruch machen. Das wiſſen diejenigen meiner Herren Collegen am beſten, die nur in ihren Werken, aber nicht von denſelben leben; es wimmelt in Deutſchland von dieſen heimlichen Barden, deren Inſtinkt Partitur auf Partituren häuft, und die wahrhaft zu den Berufenen gehören, die Zeus nach Vertheilung aller Erdengüter aus billiger Revanche zinsfrei bei ſich in ſeinem Himmel wohnen läßt! So ſchloß auch ich mich mit meiner Angebeteten ein — ich huldigte ihr — ich konnte mich nicht ſatt an ihr ſehen — ſie war mir, was dem Pygmalion ſeine Marmorgeliebte Galate. Nur kam es jetzt weniger darauf an, daß ſie mich erhörte, als daß Andere auf ſie hörten, und ebenſo von ihrer Schönheit bezaubert wurden, wie ich es war. Ich hätte, um ſie ſo augenblich bühnenbelebt vor mir zu ſehen, ein Jahr

meines Schöpferlebens dahingegeben. Mein Herz hüpfte voll Hoffnung und Freude.

Aber die Donnerschläge jäher Täuschung schmetterten mich nieder. Kein Direktor wollte das Capital der Zeit und der Kräfte an mein Genie setzen. Man verlangte Licht, aber Niemand wollte es anzünden. Ach! ich hatte versäumt, mir einen Protector zu gewinnen, und nicht bedacht, daß für den Beurtheiler längst nur der Name des Verfassers der Barometer seiner Theilnahme ist, und daß der Weg zu den sonnigen Gefilden seiner Phantasie nur durch die Antichambre approbirter Titel geht.

Verzweiflungsvoll colportirte ich meinen Schatz von Land zu Land, erhielt überschwängliches Lob und — Achselzucken. Schon als die Hoffnungslosigkeit mich zum Philosophen machen wollte, erschien mir ein Freund in der Noth — ein Weltweiser, — der deutete mit dem Zeigefinger still, aber schlau lächelnd, auf eine Stelle der Landkarte, wo die ewigen Seen liegen, aus denen die Reuß und der Tessin entspringen, wo die Scheidung ist aller Gewässer Deutschlands und Italiens, bis zur Nordsee und dem adriatischen Meere hin; mit der andern Hand aber schlug er seine Börse, daß es verwegen klingelte, und verschwand — wie das graue Männlein der Veit Weber'schen Epoche. — — Frankreich! rief ich, und wie Schuppen fiel's von meinen Augen. Paris, der St. Gotthard, woher alle Ströme des Beifalls entspringen, und — Geld, du Schlüssel, der alle ihre Schleußen öffnet. Nun sah ich klar. Ich griff tief in mein väterliches Erbe, reis'te, auf diesen wahrhaften Mosisstab gestützt, hin nach dem gelobten Lande, wo den Künsten und Wissenschaften Milch und Honig fließt,

und ſieh' — der Quell ſprudelte auch mir geſchwätzig ſchnell. — Mein Werk wurde angenommen, ausgeſtattet mit verſchwenderiſchem Pomp, und mit einem Beifall gegeben, der mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzte. Der Neuheit Reiz übte ſeinen unwiderſtehlichen Zauber über die beſtochenen Sinne. Das Rad rollte ſeinen Lauf. Ich ward der Orion der Gegenwart. Mein Ruf flog nach allen Weltgegenden mit der Schnelligkeit telegraphiſcher Depeſchen. Wo ich hinkam, traf ich mich bereits überſetzt in allen Zungen und arrangirt für alle Inſtrumente. Wo ich mein Werk anbringen wollte, ſeufzte es bereits ſchon unter der Feder der Copiſten und unter dem für uns Componiſten ſo fürchterlichen Rothſtift der Willkür, oder artiſtiſcher Verhältniſſe. Aus allen Fenſtern hörte ich mich vierhändig wiederhallen, und vor dem Fenſter erklang ich als Serenade. Im Ballet rührte ich die Füße, auf der Wachtparade das Trommelfell, in Taſchenformaten das Herz. Aus dem Bauche der Dampfſchiffe bettelte ich herauf in ohrzerreißenden Parodieen. Mein Name war's endlich, der in allen Zeitſchriften als Modell jener Art von Opern zugeſchnitten wurde, für die es keinen eigentlichen Titel gibt. Die erfinderiſche Kritik anatomirte jeden meiner Takte und ſchob meinen Melodieen Motive unter, an die mein Herz nie gedacht. Aus Almanachen und Bilderläden lächelte „mein Bildniß bald bezaubernd ſchön," bald grinſte es mich in widerlichen Verzierungen an. So geſchmeichelt und überſelig, ſchwindelte mir zuletzt vor meinem eigenen Ruhme. Meine unvermeidlichen Töne verfolgten mich bald wie Erinnyen und peitſchten mich in einem ewigen Kreiſe; überall traf ich mich in veränderter Geſtalt — ſelbſt im Converſationslexikon. — — Die Salons der Großen wurden mir zu

Venedigs Bleiklammern. In jedem Glaſe Champagner ſprudelten meine Arien, und in jedem Biſſen ward ich zum michſelbſtwiederkäuenden Säugethiere. Der Ball begann ſeine bunten Reihen — ich walzte mit mir ſelber. Meine ſanften Elegien, die Phantaſus mir in ſtillen Sommernächten eingab, zerſtoben hier in tollen Trippelakten. Ich floh mich ſelbſt, den entſetzlichen Doppelgänger, erhitzt, erſchüttert, — aber vergebens; eine heiſere Meßſtimme ſang mich plärrend wieder auf der Straße. Wie ein Raſender laufe ich vor das Thor, die Einſamkeit zu ſuchen; umſonſt! — in einer dunkeln Grotte ertönt, o Gott, auch das noch — eine Flöte! O wär' ich Apollo geweſen, wie mich hundert Journale prieſen, wie hätte ich dieſen Marſyas geſchunden! Ich fliehe aufs Neue, die fürchterliche Flöte hinter mir — immer ſchwächer ſich verlierend, gleichſam höhnend in ein endloſes Decrescendo. Wie Ahasverus, der nicht ſterben konnte, ſuche auch ich dieſer peinlichen Unſterblichkeit zu entrinnen — da erwachen die Sänger der Haine und ſtimmen einen tauſendfachen Hymnus an. Ha, ſie ſpotten meiner, und in ihrem unſchuldigen Zwitſchern höre ich die Chöre meiner Furien. Das Echo der Berge wiederhallte meine Geſänge, wenn ich rief: „es iſt genug!" Ich kam zur ſchwindelnden Schlucht, um da Ruhe zu finden, — aber die wilde Rotte, die dort lagerte, übertäubte ſich mit meinen Klängen das Gewiſſen. Ich floh, nicht die Räuber, ſondern meine Melodieen, die mir jetzt mehr als je wie Raub erklangen. Die ganze Natur hatte ſich gegen mich verſchworen. Das Gemurmel der Bäche, das Rauſchen der Bäume hielt ich Unglücklicher für den nahen Ausbruch des Beifalls, und der Orkan, der jetzt losbricht, für den Sturm deſſelben. Da erfaßt

es mich wie Wahnſinn. Das Applaudiren meiner Hände vermengt ſich mit den Bravourarien des Regenſchauers, unter dem ich einherlaufe, und des Sturmes Toſen übertönt mein eigenes gellendes „Braviſſimo!“ — — Ich ſinke erſchöpft, fieberglühend auf den naſſen, kalten Boden, und in dem Canon meiner eigenen, ewig ſich wiederholenden Cadenzen, die ihre Kreiſe ſtets enger und enger zogen, ſchließen ſich meine Augenlieder.

Als ich erwachte, ſchimmerte Aurora durch das Laub und deckte mein Angeſicht mit Purpur. Da erwachte auch mein Geiſt zu reifern Ideen — und es war mir, als hätte mich der Sonne Strahl auch mit dem Strahl der Wahrheit berührt. Ich war gezüchtigt für die tolle Leidenſchaft des Ehrgeizes. Und was habe ich gewollt, fragte ich mich nun. Ruhm? — Ich habe auf die Sphynx die Schellenkappe geſetzt; habe an einem der unzähligen Fäden mitgezogen, welche den Begriff über das wahre Weſen der Tonkunſt verwirren und herabziehen. Ich habe tauſend Ohren gefüllt, aber zehntauſend Herzen leer gelaſſen, und trage nun denſeben Lorbeer, der wie Scheidemünze von Hand zu Hand geht, und bereits vom vielfachen Gebrauch abgenutzt iſt. Wohl habe ich der Menge Jubel gehört, aber auch das Lächeln des Weiſen geſehen. — Wollte ich Unſterblichkeit? — Die meinige gleicht dem Spiritus, der an einer Leiche verfliegt. Ich war ſchon todt, als ich die Feder zur erſten Note anſetzte. Mein höchſter Flug war auch zugleich mein tiefſter Sturz. Ich brüſtete mich mit der Stimme des Volks, die ich für die Stimme Gottes hielt. Aber ach! wo war jene Weihe, der fromme Glaube, die

tiefgefühlte ſtumme Entzückung, die Sympathie des Gefühls, womit man andern — ganz andern Tönen lauſcht? Ach! all' die bunten Jacken, Federn und Masken hinaufgeſchraubter, überreizter Phantaſie zerſtieben vor der erhabenen Einfachheit unſerer Väter, deren verlorene Söhne wir ſind. Auch wir ſtreben gen Himmel, hoch und ſtolz wie die Cypreſſe, aber — beide tragen wir keine Früchte. Unſere Unſterblichkeit hat die Natur des Gewitters. Die Kraft iſt der Donner, das Licht iſt der Bliß. Auch die Dauer derſelben iſt oft nicht länger, denn ein claſſiſcher Sonnenſtrahl dazwiſchen, und Bliß und Donner verſchwinden in ihr voriges Nichts. Der Beifall, der zur Stimme Gottes werden ſoll, darf kein Plaßregen ſeyn, der einzelne Fluren nur überſpült; — er muß, wie ein feiner Thau, langſam herabrieſeln und ſeinen Boden durchdringen; und dieſer Boden iſt das Zeitalter. — Wollte ich Reichthum? — Wer ſtarb reich, und wer ſtirbt arm? Die edeln Neſtore einer vergangenen Generation, ſo reich an Denkmalen, wie oft arm an Mittagsmahlen — ſie nur ſtarben reich, reich an dem innern Gott, der ſie beſeligte — reich an dem Mitgefühl einer ſpäten Nachwelt. — Wohl jedem armen Muſenſohne, der ſo reich von hinnen ſcheiden kann!

Digitized by Google

Kater Murr.

Humoriſtiſche Skizze von Ernſt Ortlepp.

I.

Dem Kater Murr gefiel ſein Name nicht, weil er eigentlich ein ſehr freundlicher Mann war, meiſt humoriſtiſch, mitunter aber freilich auch ſehr melancholiſch, beſonders, wenn er von Bullenbeißern und andern groſſen Hunden angefallen wurde, denen er freilich entgegenmurren, knurren, ziſchen, brummen ꝛc. und fürchterliche Geſichter ſchneiden mußte, um die Feinde zu ſchrecken und abzuhalten. Es that ihm recht wohl, als er in den Dienſt des Kapellmeiſters Kreisler trat, der heutigen Tages in einem Winkel des Thüringer Waldes noch lebt, und ſich den Kopf darüber zerbricht, ob er eigentlich wirklich der Kreisler, oder mehr der Wallborn, oder noch mehr der Louis Böhner ſey, der ſo eben im Begriff ſtehe, eine groſe Miſſa über die Berge des Thüringer Waldes zu ſchreiben, die mit einem: „Herr erbarme dich unſer!" anfängt, weil dort viele arme Leute wohnen; dieſes Kyrie iſt Solopartbie der Schneekoppe, worauf der Inſelsberg anſtimmt: „Gloria in excelsis deo!" und ſo geht das weiter.

Doch nun wieder auf unſern Kater Murr zu kommen, der längſt verfault iſt, wie alle Genies gern zeitig verfaulen — Hoffmann hat ein ganzes Buch über ihn herausgegeben, worin ſich aber doch keine ſo recht prägnante Charakteriſtik des großen Mannes findet. Wir ſehen und hören ihn dort nur phantaſieren.

Murr war ein liebenswürdiger Philantrop, will ſagen, liebend und geliebt in verſchiedenen Richtungen. Es war für Lord Murr einer der ſeligſten Lebenstage, als er mit Kreisler bekannt wurde bei einer Bratwurſt, welche Kreisler nicht ganz aufaß. Kreisler lud ihn an dem Abend zu Champagner ein; Murr bezeigte aber Abſcheu vor dieſem Getränk, und bat ſich Milch, noch lieber Sahne (Rahm, Obers), Speck, noch etwas friſche Wurſt und eine Maus aus, wofern ſie zu haben wäre. Der Italiener, der in der Mauſefalle ſo eben eine gefangen hatte, ließ ſie in Fett und Butter braten, es wurde Rahm ſervirt, und ſo genoß Murr ein Souper, dergleichen ihm noch nie vorgekommen war. Da ihn Kreisler ſehr nöthigte, und noch etwas geröſtete Ratte, Sperling, Finke und das Wildprett unter den Mäuſen — grillirte Fledermaus, in lauter Fett ſchwimmend, genug gegen 5 bis 6 Gänge folgten, ſo gerieth Murr in den heiterſten Humor, und ſtreichelte Kreisler — oder ſich an Kreisler in ſo vielen Variationen, daß Kreisler in dem Kater das größte muſikaliſche Talent zu erkennen glaubte. Er hatte nämlich dabei noch keinen Kater in der Welt ſo ſchnurren oder „ſpinnen“ gehört nach dem muſikaliſchen Kunſtausdruck, und es blieb ihm nur der Wunſch übrig, den Virtuoſen in einem Duett mit ſeiner Geliebten zu belauſchen. Murr ſagte, es ſey ſchwer, ohne Empfin-

dung gut zu ſingen, und die beiden Saiſons der Katzenwelt fänden nur im Februar und Mai ſtatt. Er könne zwar ſchon auch etwas leiſten, wenn man ihn ein wenig in den Schwanz kneipe, doch das ſey nur Schatten gegen jene zwei Naturzeiten, wo ſeine ganze Sentimentalität auf den höchſten Punkt geſteigert werde.

„Ich habe mich in der Muſik viel verſucht, lieber Kreisler," fuhr Murr, nachdem er ſich ein wenig hinter dem Ohre gekratzt hatte, fort, „und die Schwierigkeiten dieſer Kunſt ſind mir im höchſten Grade klar geworden. Es klingt aufſchneideriſch, aber es iſt Wahrheit — manchmal, wenn ich einer Geliebten auf das Dach eines Hauſes nachkletterte, und ein anderer äußerlich ſchönerer Kater anhob mit mir zu rivaliſiren, und wir dann Beide in den unendlichſten Modifikationen der Tonſprache Sehnſucht, Verlangen, Schwermuth und Entzücken an den Buſen der ſtillen Nacht hinhauchten, ſo lauſchte die Geliebte immer hauptſächlich meinem Solo, und unter dem Hauſe verſammelten ſich alle Katzen aus der Nähe, und kletterten ſogar dem Virtuoſen auf dem Dache nach. Nur unſere biſſigen, kritiſchen Gegner, die Hunde, bellten.

Ich machte durch mein Geſangstalent in der höher gebildeten Damenwelt der Katzen vieles Glück. Einige darunter ſahen zwar mehr auf einen wohlgemäſteten Leib, der mir, als einer idealiſchen Natur, fehlt, und darauf, wie viel einer Speck ſtehlen oder Mäuſe fangen könne, aber es gibt ſelbſt in unſerer Zeit noch edle Naturen, denen es mehr um Geiſt und Empfindung, als um den Magen und Beutel zu thun iſt; und ſo ſchloß ich mich denn beſonders an ein Weſen an, mit dem ich ſelige Tage verlebte."

II.

„Es gibt mehrere Arten der Schönheit. Mein Seyn neigt ſich zwar mehr zum Idealiſchen und Phantaſtiſchen,“ fuhr Murr gegen Kreisler fort; aber trotz dem empfand ich eine glühende Neigung zu einem himmliſchen Weſen, das mir anfangs mehr körperliche Reize, als eine tiefere geiſtige Bildung zu haben ſchien.

Als ich hungrig und melancholiſch, mit zuſammengeſchnurrtem Magen und ohne Geld eines Abends auf die Mäuſejagd ausging, wo ich die Mäuſe pfeifen hörte, aber noch keine erwiſchen konnte, als ich dabei Gott verfluchte, daß er mich geſchaffen habe, um zu verhungern, begegne ich einer Katze, deren Geſtalt mich völlig außer mir brachte. Sie ſchlich ganz leiſe an der Wand hin, und wich, als ich mich ihr näherte, auf die andere Seite aus. Ich flüſtere ihr zwei-, dreimal leiſe eine Schmeichelei ins Ohr, — ſie wird impertinent, ſagt mir Grobheiten, ſträubt die Schnurren, und ſieht mich zornig an. Das ſchreckt mich nicht. Ich nähere mich zum viertenmal; ſie ſagt mir neue Grobheiten und Impertinenzen — das ſchreckt mich abermals nicht — denn Gereiztheit zeigt bei weiblichen Weſen nicht Gleichgültigkeit — wer überhaupt warm wird, der iſt ſchon leidenſchaftlich genug; ich riskire es zum fünftenmal, ihr ins Ohr zu ſagen, daß ſie das ſchönſte aller miauenden Weſen ſey, wodurch ich es wenigſtens dahin brachte, ihr einige Straßen hindurch folgen zu dürfen, und ihr beizubringen, daß ich ein eben auch nicht ſo ſehr zu verachtender Mann ſey. Ich ſprach jetzt, als ſie auf mich einging, mit ihr vom Heirathen, wovon ſie gar nichts wiſſen wollte, obgleich ich ihr es anſah, daß ſie innerlich dazu ungeheure Luſt hatte. Meine Geliebte war

ein üppiges Stück von einer Weibsperſon. Sie hatte glühende Augen, herrliche Schnurren um den ſchmachtenden Mund, blendend weiße Zähne von ſeltener Spitzigkeit, um jede Maus im erſten Augenblick durch und durch zu beißen; kleine Füße, eine völlig griechiſche Naſe, angenehme weiße Geſichtsfarbe und eine Phyſiognomie, in der ſich Geiſt, Phantaſie nebſt Malice und Falſchheit in ſo ſchöner Miſchung ausſprachen, daß dieſes Geſicht für eins der intereſſanteſten gelten konnte, das man nur ſehen kann. Ihr Buſen mit den zarten himmliſchen weißen Haaren, der in Leidenſchaft beſtändig auf- und niederwogte, glich dem Schaum des bewegten Meeres! Ihr Mund hatte einen Zug von tiefer Schwermuth, den die dahinter lauernde Bosheit nur noch pikanter machte. Genug, meine Geliebte war ein vollendetes Weib, und ein ſeltenes Weib; und da ſie ganz hinreißend in kalten Januarnächten bei Mondſchein heulen konnte — nicht etwa wie Aeolsharfen, die ſtets für mich etwas Widriges hatten — ſondern wie — ach, es gibt gar kein Gleichniß — genug, da ſie mich in körperlicher, intellektueller und muſikaliſcher Hinſicht faſt wahnſinnig machte, ſo ließ ich mich, nachdem ich 8 Kinder mit ihr gezeugt, mit ihr von einem katholiſchen Pater trauen, worauf jedoch leider die etwas ſchwierige Scheidung von ihr ſchon nach einem Jahre erfolgte."

III.

„Ein Genie ſoll nicht heirathen!" fuhr Murr fort, daher ich ſpäter mit dem Apoſtel Paulus dachte: „Es iſt beſſer ſo zu bleiben!" Da mich meine Frau oft kratzte, und mich meine Kinder ſchon nach einem halben Jahre kaum noch zu kennen ſchienen, ſo wurde ich Mi-

ſanthrop, vergaß meine Familie, und widmete mich der Kunſt. Talent zur Muſik war mir angeboren. Man kann ſich freilich leicht ſelbſt täuſchen und überſchätzen, und Ausdauer in der Kunſt hat ſo gut wie das Genie auch der Stümper. Indeß meine Gefühle waren doch zu excentriſch, als daß ich mich für einen gewöhnlichen Kerl hätte anſehen ſollen.

Der Geſang zog mich vor Allem an. Ich ſchlich mich an der Wand ohne Billet einigemal in die Oper; aber weder das Orcheſter, noch die Sänger und Sängerinnen wollten mir behagen, weil ſie alle zu ſehr an den Regeln klebten, und ſich nicht zum freien Ausdruck der Natur erheben konnten, deren Arkanum ich in dem Geſchrei kleiner Kinder entdeckte, welches ich Jahrelang ſtudierte, und gewiß bis zur größten Illuſion nachahme. Und Illuſion iſt doch eigentlich das Weſen der Kunſt.

Vor einigen Jahren wohnte ich auch einmal einem großen Muſikfeſte bei. Weil es in einem 4 Meilen weit entfernten Orte gehalten wurde, und ich zwar raſche und große Sprünge machte, aber nicht weit laufen kann, ſo ſchlich ich mich in einen Wagen, in welchem kein Hund mitreiſte. Aber weder Händels Meſſias, noch Beethovens C-moll Symphonie, noch die vielen Ouvertüren und Concerte, die dort vorkamen, haben mir im Geringſten gefallen, und es freute mich, als ein großer Ulmer Hund, der ſich unter den Zuhörern befand, während eines Adagio's von Romberg auf dem Violoncell in ein recht lautes klägliches Geheul ausbrach. Auch dauerte es zu lange; mein Magen knurrte; ich ſah mich in allen Winkeln der Kirche nach Mäuſen um, und hätte gern der Rarität halber eine pauvre Kirchenmaus geſpeiſt. Aber es ſchien mir in proteſtan-

tiſchen Kirchen wenig Mäuſe zu geben. Doch ſtill von dieſem Muſikfeſte! Lieber Kreisler, ich habe Ihnen noch ein paar Worte über die Hunde zu ſagen.

IV.

„Nachbarnationen ſind gewöhnlich Feinde. Wir Katzen ſind dazu verdammt, mit den Hunden in demſelben Hauſe zu wohnen. Wir würden die Hunde weder beneiden, noch gegen ſie in irgend einer Hinſicht intriguiren, wenn ſie nicht ſelbſt immer der angreifende Theil wären, und unſere geniale und angeborene Falſchheit und Bosheit auf den höchſten Grad ſteigerten. Ich für meine Perſon bin immer ruhig und ſtill meines Weges geſchlichen, ſo leiſe auf den Zehen, als es mir nur möglich war, um Niemand zu ſtören, und habe meiſt nur in kalten Winternächten es gewagt, Uebungen im Geſang anzuſtellen; aber die Hunde waren mir ſogleich immer auf der Ferſe, ja es gab ſogar Menſchen, die Töpfe und Stücke Holz aus den Fenſtern auf die Straße nach mir herabwarfen, um mein Genie in der auf's Höchſte potenzirten Thätigkeit zu unterdrücken. Es iſt für uns beſonders ſchlimm, daß die Hunde die ganze Kritik in den Händen haben, und ſtets darauf bedacht ſind, uns in Stücken zu zerreißen. Ich weiß nur Ein Beiſpiel von einem etwas phlegmatiſchen Hunde, der einſt mit mir aus einer und derſelben Schüſſel fraß. Wir dienten beide bei einem Miniſter, gewannen feinere Kultur, und mußten uns daran gewöhnen, unſere Leidenſchaften im Zügel zu halten. Nur manchmal, wenn mich die Kinder des Herrn ſtreichelten, oder wenn ſich's um einen recht harten Knochen oder gar um einen Biſſen Fleiſch handelt, wurde es uns Beiden recht ſchwer,

unſere gegenſeitige Wuth zu unterdrücken — aber er war immer der zuerſt handelnde Feind, und ich habe ſchon aus angeborner Averſion nie etwas gegen ihn unternommen, als im Falle der nothwendigen Selbſtvertheidigung und dann auch nur, um mich gegen ihn in Reſpekt zu ſetzen, worauf ich doch nach und nach das erlangte, daß er äußerlich freundlich und auf Hofton mit mir ſtand. Auf die äußern Mienen kann man freilich nie bauen; denn der Schein trügt noch bis auf den heutigen Tag. Und die meiſten lebenden Geſchöpfe ſind — ich nehme natürlich Manche, aber nur Wenige — aus —, Herr Kapellmeiſter — ich ſage alſo — oder will ſagen, die meiſten lebenden Geſchöpfe ſind ſo ungeheuer dumm, daß man Mauern mit ihnen einrennen könnte; nein, das nicht, denn der Ausdruck iſt gar zu ſchwach — nein! daß — daß — daß — daß — aber ich ſehe, es gibt gar keinen Ausdruck, und laſſe daher den Perioden unvollendet. — Ach, mir laſtet noch ſo viel auf dem Herzen! Schlafen Sie doch, Herr Kapellmeiſter, wenn ich Sie höflichſt bitten darf, nicht bei meinen Worten ein! Die Hunde mißfallen mir hauptſächlich deßwegen, weil ſie ſo von tiefſtem Grund aus antimuſikaliſcher Natur ſind. Man rühmt ihre Treue und Solidität, mit welcher ſie ſich bei den Menſchen einſchmeicheln; aber ſie ſind doch im Grunde die gräßlichſten Philiſter, die ſich in alle Ketten und Regeln ſchmiegen, und die nie, wie unſer einer, um eines Spatzes willen ein Kirchdach beſteigen; ſie fürchten ſich vor dem Herunterfallen, von welchem wir mit dem Gedanken herunter ſpringen: „Unkraut verdirbt nicht,“ weil wir wirklich davon nur ſelten ſterben. Der Charakter der Hunde iſt ſehr einſeitig; der Hund liebt bloß den Men-

ſchen, der ihn füttert, und ſtellt ſich, wenn der Menſch ißt, dicht an ihn heran, freundliche Geſichter ſchneidend, Gemüthlichkeit affektirend und fortwährend mit dem Schwanze wedelnd. Iſt darin eine höhere Geſinnung zu erkennen? Unter der Maske der herzlichſten Ergebenheit ſteckt nichts als der gemeinſte Eigennutz — ja, um es gerad herauszuſagen, die allerrohſte Freßbegierde! Die Hunde haben es leider beſſer, als wir, weil den Menſchen unſere geniale Malice irr macht, hinter welcher ein tieffühlendes Herz ſchlägt, ein für den Gipfel der Häuſer begeiſtertes Herz, ein Herz, das zehn Sprachen nicht ausſprechen!

Sie werden immer ſchläfriger, Herr Kapellmeiſter, und ich möchte Sie doch ſo gern unterhalten.

„Ich bin heute ſehr müde!“ ſagte Kreisler; „verzeihen Sie, lieber Herr von Murr, das viele Sprechen oder Sprechen hören greift meine Ohren an — indeß fahren Sie nur fort! — denn ich höre Alles!“

„Die Bullenbeißer haben keine Ahnung von Muſik,“ fuhr Murr, der heute einmal im Zuge war, fort; „was iſt's mit den Pudeln? Es ſind dreckigte Lauſekerle! Die Spitze mit ihren prägnanten weißen Naſen ſind die ächte Naſenweiße; die großen Neu-Foundländer ſind trotz ihrer erſchreckenden Größe noch die erträglichſten, weil ſie etwas Gemüth haben — die Möpſe ſind ſo ſauer, daß ich ſie nicht erſehen kann; ſie ſind ſo contemplativer und philoſophiſcher Natur, daß es jeden Künſtler bei ihrem Anblick kalt überläuft; die Schooßhunde ſind Höflinge, die im höchſten Grade unſern Neid erwecken. Die Pinſcher und das andere ordinäre Geſchmeiß, das am ärgſten kläfft, wenn ſich ein großer Mann unter uns aufthut, verachte ich, und halte

ſie für keines Wortes würdig. Ach, wie viel hätte ich noch über die Generation der Hunde zu ſagen! Aber es würde doch Alles nur in den Wind geſprochen ſeyn! Man wird in der Welt nicht verſtanden! Das iſt die allgemeine Klage aller Genies."

Kreisler nickte, ob beifällig, oder im Schlafe, iſt unentſchieden, wachte aber auf aus gewiſſen Träumen, und fragte den Kater Murr, der noch nach Baldrian Appetit zeigte: „ob er wohl in ſeine Dienſte treten wolle?"

Lord Murr, der Shakſpeare der Katerwelt, verſetzte, oder fragte vielmehr: „Was habe ich bei Ihnen zu thun?"

„Nichts, als Mäuſe zu fangen, deren es ſehr viele in meinem Hauſe gibt!" ſagte der nach Stock und Hut greifende und den Wirth nicht bezahlende Kapellmeiſter.

„Topp!" rief der Kater aus, denn die Ausſicht auf die vielen Mäuſe lockte; „es gilt!" und folgte Kreisler, bei dem er ſich ſo lange wohl befand, bis der Kapellmeiſter den berühmten redenden Hund Berganza zu ſich nahm. Weiteres erfolgt vielleicht, wenn die heutige Menſchenwelt für Hunde und Katzen noch einen Funken Sinn hat.

Ueber Geſangſchule.

Schule, ſagt man, ſey die erwärmende Kunſtſonne, und wohin ihre Strahlen fallen, beginne das Leben nach den Geſetzen des Schönen. Aber doch nur für den, dem die Natur Schönheitsgefühl ins Herz gelegt hat? und dann iſt die ſublimſte Schule doch nur Reſultat dieſes Schönheitsgefühls, und repräſentirt ſofort ihre Kraft wieder durch die feſtgeſtellten Regeln und Formen deſſelben.

Und was iſt die Schule für den, der da glaubt: ſie — hier die muſikaliſche — ſei eine Art von Taxe, vermöge welcher man ſich vier bis ſechs Jahre lang mit dem Studium theoretiſcher Regeln und praktiſcher Figuren unaufhörlich abmühen müſſe, und ein echter Sänger dürfe ſich dieſer Feſſel nicht eher entledigen, bis er die Palliſaden der Skalen glücklich durchbrochen und die dahinter lauernden Feinde: Triller, Rouladen u. ſ. w. endlich beſiegt, — und oft mit dem Verluſte des Organmetalles beſiegt — wenn er glaubt, das forciren zu müſſen, wozu ihm Anlagen fehlen, oder wenn er ohne Weiteres den Lorbeer uſurpirt, da

er ſich doch kaum (man blicke vergleichend um ſich) die Mittel angeeignet, die nur unter gewiſſen Bedingungen zum Zwecke führen.

Wer freilich in dieſen Beziehungen das Wort Schule nimmt, für den iſt Madame Fiſcher-Achten keine ſchulgerechte Sängerin.

Erlaubt aber die ſtrenge Kritik, daß Natur gütig vorgebaut und durch Talente und mechaniſche Mittel ſolche Abmühungen überflüſſig gemacht habe, daß es zuweilen nur leichter Hebel bedürfe, um ſchwere Maſſen in Bewegung zu ſetzen — wenn dazu noch reines Gefühl des Schönen (Geſchmack) dieſe angebornen Kräfte adelt, und ſich, unbekümmert um Vorhergegangenes oder Beſtehendes, durch die eigene Intenſität zum Muſterbilde erhebt; wenn ſie ferner der poetiſchen Auffaſſung, mit ſolchen Talenten im Bunde, den Sieg über ſteife Maſchinerie einräumt, — dann wird ſie unſere Künſtlerin zu einer der erſten Heroinen des Geſanges erheben.

Allerdings muß Madame Fiſcher-Achten unter vernünftiger Elementarleitung ihre Naturanlagen entwickelt haben. Aber die eigentliche Schule erhielt ſie ſchon in der Wiege, als Pathengeſchenk, indem Euterpe ſelbſt ihr Herz, Stirn und Lippe küßte. Indeß alle Meiſter der Welt hätten ſie das nicht lehren können, wodurch ſie eigentlich ihr Publikum hinreißt. Mad. Fiſcher-Achten war ſchon als Schülerin die Meiſterin ihrer Lehrer, und was ſie iſt, iſt ſie durch ſich ſelbſt geworden.

Ich kenne Pedanten, welche ihr Urtheil a priori nur nach irgend einer Lieblingsmethode einrichten, welche der arme Sänger mit großen Löffeln verſchluckt haben

muß; oder nach der Himmelsgegend, woher er gezogen kam; oder ob der Name ſeines Führers auch mit einem i oder o endet! —

Das Alles aber ſind dem Publikum unweſentliche Dinge, ſobald es ſich dem angenehmen Eindrucke überlaſſen kann, den ein tiefgefühlter, geiſtreicher Geſang auf daſſelbe macht. Das große Publikum entſcheidet am Ende doch am ſelbſtſtändigſten, und ungeblendet durch Vorurtheil oder Oſtentation. Es ſitzt auf dem Orakelſtuhle der Pythia. Sein Urtheil wird zu Gottesſtimme, da es ſich in ſeinem dunkeln, ſympathetiſchen Drange des wahren Schönen wohlbewußt iſt.

Und wäre uns Mad. Fiſcher-Achten plötzlich aus den Wolken gefallen — in einer Hinſicht iſt ſie's auch — wir hätten die Frage: „Woher? wodurch?“ vergeſſen, und des kritiſchen Seciermeſſers nicht bedurft, um unſers Genuſſes froh zu werden.

Mad. Fiſcher-Achten beſitzt eine Stimme, die vom eingeſtrichenen C bis zum dreigeſtrichenen E hinauf, bei dem gleichmäßigſten Regiſter und äußerſt reiner Intonation, jede Nuance der Empfindung, ohne organiſche Feſſel, zuläßt, und deren Klang am treffendſten mit einer italieniſchen Geige zu vergleichen ſeyn dürfte. Eine Stimme, die Biegſamkeit, Schmelz und Stärke genug in ſich vereinigt, um in den verſchiedenartigen Partieen einer Myrrha, Pamina, eines Sargineo ſelbſt den eigenſinnigſten Krittler zu befriedigen.

Mad. Fiſcher-Achten hat vollkommen inne, was man unter mimiſchem Geſang verſteht; denn ihre Züge ſind der Abglanz ihrer Tonberedſamkeit; und da ihr leicht anſprechendes Organ ſo zu ſagen auf ihren Lippen ſitzt, ſo wird ſie nie Gefahr laufen, ihre Stimme, bei

Digitized by Google

gemäßigter Beſchäftigung, vor der Zeit einzubüßen! Anſatz und Portamento ſind für die deutſche Geſangsweiſe vorzüglich geeignet. Würde aber Mad. Fiſcher-Achten einen Werth hineinlegen, ſich ausſchließlich der italieniſchen zu widmen, ſo würde es ſie unſtreitig bei der ihr angebornen Fertigkeit, bei den ſchönſten Anlagen zum Trillerſchlage, bei ihrem ausgebildeten Grupetto u. ſ. w. nur wenig Nachſtudium koſten, ſich die wahre italieniſche Manier, eine brillante Bravour, mit derſelben eigenthümlichen Rapidität und Accentuirung anzueignen.

Die Deutlichkeit ihrer Ausſprache gibt einen neuen Beweis, wie ſehr dieſelbe geeignet iſt, dem Tone Charakter und rhetoriſche Bedeutung zu geben. Wo man lieber fühlt als berechnet, lieber genießt als zergliedert, iſt es um die Definition eine undankbare Arbeit; ſie bleibt immer ein todter Kupferſtich nach der Natur.

Ich ſchließe nur noch mit der Bemerkung, daß Mad. Fiſcher-Achten eine von jenen ſinnigen Künſtlerinnen iſt, die ein augenblickliches Imponiren verſchmähen, aber ſich deſto ſicherer die bleibende Gunſt erwerben. Sie haſcht nicht nach Effekt, aber erreicht, vom reinen Hauche ihrer Muſe angeweht, faſt willenlos in jeder Partie die erneuerte Liebe ihrer Mitkünſtler des Publikums.

Vater Göthe ſagt:

Oft, wenn es erſt durch Jahre durchgedrungen,
Erſcheint es in vollendeter Geſtalt.
Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Fauſtina Haſſe.

Portrait.

Der würdige Mann, der meine Kindheit zur Tonkunſt leitete, meiner Jugend freundlich mittheilte, was in dieſer Kunſt mitgetheilt werden kann und ich aufzunehmen vermochte; der ſpäterhin, noch als heiterer, lebensmuthiger Greis, mein Freund war — Johann Friedrich Doles hatte in ſeiner früheſten Zeit als Sänger an den glänzenden Feſten Theil genommen, die der Muſik vom letzten der ſächſiſchen Könige von Polen in Dresden gefeiert wurden. Die Fürſtin dieſer Feſte, und beſonders der weltberühmten, damals wahrhaft großen Oper — Fauſtina Haſſe, hatte den erwachenden Jüngling zuerſt zu dem Bewußtſeyn gebracht, er beſitze Gefühl für weibliche Vorzüge. Er blickte zu ihr hinauf, wie zur Sonne, die, kalt und dunkel in ihrem Innern, von glänzender Außenſeite allesdurchdringende Strahlen ſendet, und, ohne es zu wiſſen, erleuchtet und durchglüht — wie alles, ſo auch ihn, weil er nun einmal im All mit da iſt. Er durfte ſie betrachten, ſie hören, ſie be-

wundern; er durfte ſich ihr näher — wenigſtens träumen, dadurch, daß er ſein Leben derſelben Göttin weihete, welche Fauſtinen unter ihre Prieſterinnen aufgenommen hatte. Späterhin, als Mann, hatte er Gelegenheit und Faſſung, ſie ruhig zu beobachten; da verblich freilich die Glorie um ihr Haupt, aber ſie verwandelte ſich in einen ſehr ſchönen Schleier, ſo daß er auch als Greis nie ohne Begeiſterung und Jugendfeuer von der ſeltenen Frau ſprach. Mehr um ihn, als um mich zu befriedigen, ließ ich mir dann oft von dieſer Juno-Fauſtina erzählen, und es liegt nicht an ihm, wenn nicht ihr wohlgetroffenes Bild in vollem Leben vor meiner Seele ſchwebt.

Als ich vor Jahren zum erſtenmal in das Paſtellzimmer der Dresdner Galerie trat, wo die intereſſanteſten Weiber vom Hofe der Auguſte, meiſtens durch die Kunſt der Roſalva, möglichſt im Frühling blühen, erinnerte ich mich jener bedeutenden Frau, und deſſen, was ich von ihr wußte —

Iſt die Haſſe unter dieſen Weibern? fragte ich meinen Gefährten, den alten, ſchweizeriſchkernhaften Riedel.

Ja freilich! —

Zeigen Sie mir ſie nicht: ich will verſuchen, ſie aufzufinden.

Ich ſuchte: endlich fielen meine Augen auf ein Portrait, das mich feſthielt und an die Worte des Prinzen Leſſings vom Bilde der Orſina erinnerte: O ich kenne ſie, dieſe ſtolze, höhniſche Miene, die auch das Geſicht einer Grazie entſtellen würde! — und wie es dort weiter heißt.

Das iſt die Haſſe, ſagte ich; oder ich bin ſchlecht unterrichtet.

Sie haben Recht, es iſt die Haſſe, antwortete Riedel. —

Die Wiederholung deſſen, was ich von ihr wußte, machte mir nun Vergnügen: vielleicht vermag ich's, wenigſtens einen Theil deſſelben dem Leſer zuzuwenden, zumal da ich ihm Einiges erzählen kann, was öffentlich niemals bekannt geworden iſt. Hierunter möchte vielleicht ſchon folgender, in dieſe Vorrede gehörende Zug ſeyn.

Die talentvolle Roſalva hatte die meiſten Schönheiten jenes Hofs ſchon gemahlt; man wünſchte, daß auch Fauſtina ihr ſitzen möchte; dieſe verſchmähete es immer: — Ich will von keinem Weibe gemahlt ſeyn! ſagte ſie. Die Maler an Auguſts Hofe waren ihr aber auch nicht recht. Endlich, aber nicht mehr in jungen Jahren, gab ſie der Künſtlerin nach. Faſt alle Weiber hatten ſich irgend einen poetiſchen Charakter geben laſſen: die eine ließ ſich als Flora, die andere als Muſe u. dergl. aufführen — Als was wünſchen Sie dargeſtellt zu ſeyn? fragte die Roſalva. Als was? — erwiederte jene: als Fauſtina Haſſe! — Und ſo ward ſie nur ein Kopf.

Fauſtina war zu Venedig im Jahre 1700 geboren. In ihrer nicht gemeinen und wohlhabenden Familie erhielt ſie von früher Kindheit an eine möglichſt gute, wenigſtens die feinſte Erziehung. Schon in dem Kinde keimte ein ausgezeichnetes Talent für die Tonkunſt empor, und gar bald erweckte dies Talent überall Aufmerkſamkeit, ſelbſt in jenem Vaterlande muſikaliſcher Talente. Die Eltern ließen ſie nun für eine Laufbahn bilden, auf welcher damals mehr als je Bedeutſamkeit,

Ruhm und Gewinn zu finden war: man erzog ſie für den dramatiſchen Geſang. Fauſtina bekam die vortrefflichſten Lehrer. Unter der gründlichen und ſtrengen Leitung derſelben bereitete ſie ſich, mit größtem Eifer und doch ohne Haſtigkeit, auf jene Laufbahn vor; unter der ſchmeichelnden Leitung ihrer geheimen Neigungen aber auch auf ein lyriſches Leben in anderem Sinne. Das erſte Theater ihrer Vaterſtadt drang mit den anſtändigſten Erbietungen in ſie und in die Eltern, daß ſie ſchon jetzt in einigen bedeutenden Kinderrollen auftreten möchte: Fauſtina war durchaus nicht dahin zu bringen; ſie wollte gefaßt die Zeit abwarten, wo die Knospe eigene Kraft geſammelt haben würde, die verdeckende Hülle zu durchbrechen und in blendendem Purpur ſich der Sonne zuzuwenden.

Nicht eher als in ihrem ſechzehnten Jahre trat Fauſtina zum erſtenmal öffentlich auf — aber da auch gleich als Heldin in einer heroiſchen Oper. Vielleicht hat Venedig nie ein glänzenderes Debüt geſehen; ihre jugendliche Schönheit eroberte die Herzen; ihr vortrefflicher Geſang, unterſtützt durch edles Spiel, ſicherte ihr die Eroberung. Man überſah um ihretwillen, was man bis dahin verherrlicht hatte — wenigſtens that es die Jugend Venedigs; bei ihr hatte Fauſtina keine Nebenbuhlerin. Nur Ein Kennerohr war mit ihr unzufrieden, und ſetzte ſie, wo nicht in Abſicht auf Stimme, doch in Abſicht auf Kunſt und Erfahrenheit, der bisherigen erſten Sängerin nach; und dies Kennerohr war — ihr eigenes. Du kannſt dich mit ihr nicht meſſen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt; du mußt ſie verdunkeln!

Sie trat geraume Zeit nicht wieder auf; wählte in der Stille die damals neue, freiere Singweiſe des Ver-

nucchi, wendete den unermüdlichſten Fleiß auf ſie, und auf das von der Rivalin meiſt vernachläſſigte Recitativ; zeigte ſich nun erſt dem Publicum wieder, und als eine ganz neue Geſtalt; — da errang ſie denn den Sieg, mit welchem ſie ſelbſt zufrieden war. Dieſe von ihr gewählte Geſangsart wurde nun die herrſchende, bald darauf die einzige.

Häusliche Verhältniſſe, ihre von Kindheit an gehegte Sehnſucht, die Welt zu ſehen, und die erwachende Ahnung, ſie gehöre an einen Hof, machten, daß ſie bald von Venedig weg, in das damals glänzende Florenz ging. Ihr Auftreten war Fortſetzung ihres Triumphs in der Vaterſtadt. Sonette regneten auf ſie herab, Denkmünzen ließ man auf ſie ſchlagen, die vornehmſte florentiniſche Jugend lag zu ihren Füßen: ſie nahm das Alles auf mit Wohlgefallen, doch als Gebühr, als verſtehe ſich's von ſelbſt; hielt ihre Anbeter, und die vornehmſten beſonders, in wohlabgemeſſener Entfernung, und beglückte ſie nur durch ihre Kunſt und ihre bezaubernden geſelligen Tugenden.

Ich weiß nicht, was ihr auch dieſen reizenden Aufenthalt nach einigen Jahren verleidete. Vielleicht war es nur das: ſie glaubte nun Italien zu kennen und von Italien gekannt zu ſeyn: der Huldigungen daſelbſt war ſie gewohnt: ſie wünſchte ihren Ruhm auch unter andere Nationen verbreitet und ſich von ihnen verherrlicht zu ſehn. Nicht unerwünſcht kam ihr daher ein Ruf nach Wien, und die fünfzehntauſend Gulden jährlichen Gehalts mochten ihr auch nicht unerwünſcht kommen. Doch begnügte ſie ſich mit dieſen nur unter manchem Vorbehalt, wodurch ſie ſich dem Publikum ſelten machen konnte. Sie war vier und zwanzig Jahr alt, als ſie nach Wien

kam; man pries ihre Kunſt, man huldigte ihrer Schönheit: Fauſtina gefiel Allen, aber nicht ſich ſelbſt; es gab Gegenparteien, und ſelbſt der Enthuſiasmus ihrer Freunde war deutſcher Enthuſiasmus: er brannte, gleich einer entzündeten Eiche, in ruhigem, anhaltendem Feuer, nicht wie in Italien, gleich dem Veſuv dieſes Landes, in wilden Ausbrüchen. Fauſtina mochte ſich daran nicht gewöhnen, wurde verſtimmt und ging nach zwei Jahren nach London, im Vertrauen auf die viel gerühmte kühne Kräftigkeit der Inſulaner.

In London gab es eben gewaltig viel Lärmen und gewaltig viel Guineen. Durch eine ungeheuere Subſcription hatte man die große Nationaloper auf dem Haymarkte zu Stande gebracht. Der muſikliebende König, als erſter Subſcribent, hatte ihr Anſehen, der große Händel, als Director, Werth verſchafft. Der Zulauf und der Jubel, ein neues glänzendes Nationalinſtitut begründet zu haben, war ſo groß, daß es faſt gewöhnlich wurde, Ohnmächtige oder Verwundete aus den Vorſtellungen zu tragen.

Die gleichfalls treffliche italieniſche Oper, deren Director Buononcini war, war gezwungen, alle Kräfte aufzubieten, um der engliſchen die Waage zu halten. Buononcini entzückte durch Innigkeit und ſüße Melodieen den feinern, Händel entzündete durch Kraft und gewaltige Harmonieen den lebhaftern Theil des Publikums: Händel ſiegte. Buononcini nahm den erſten Caſtraten der Welt, den nachmaligen Herzog Farinelli, unter ſeine Geſellſchaft; Händel ſetzte dieſem den vortrefflichen Seneſino und die reizende Cuzzoni, ſchlechthin der Engel genannt, entgegen: Händel ſiegte. Buononcini trieb zwei Italienerinnen auf, die an Vorzügen der Cuzzoni

wenig nachgaben; Händel ließ Fauſtinen auftreten: Händel ſiegte.

Wodurch nun aber zwei Weiber, wie Fauſtina und die Cuzzoni, friedlich neben einander halten? und wie ihre Parteien im Publikum? Das überſtieg menſchliche Kraft und brachte ſelbſt den eiſernen Händel zur Verzweiflung. Mit ſeiner durchgreifenden Derbheit trieb er zwar jede dieſer Damen einzeln in die Enge, brachte es aber endlich dahin, daß ſie, die nie einig waren, es doch dann wurden, wann es gegen ihn ging. Die ſchöne Welt von London war in zwei Hälften glatt durchgeſchnitten: in Cuzzoniten und Fauſtinianer. Die erſten begnügten ſich nicht damit, ihrer Göttin den Vorzug einzuräumen: ſie wollten die Göttin der zweiten vernichten. Dieſe thaten ein Gleiches. Die Gemeinen ſchlugen, nach engliſcher Weiſe, mit Fäuſten drein; die Feinern forderten ſich, vornehm, auf Degen und Piſtolen. An die Spitze der Kämpfenden ſtellten ſich endlich zwei Prinzen. Der junge Herzog von Bedford reiſete dem Sohne des Herzogs von Orleans ſelbſt über den Kanal nach und brachte triumphirend auf der Spitze ſeines Degens den Beweis zurück, ſein Gegner ſey ein Prinz von — Geblüt, und F a u ſt i n a, der eigentliche, wahre Engel. Dieſer Handel hatte zu viel Aufſehen gemacht: der Hof mußte ſich drein legen, und die Nationaloper ging zu Grunde. Sie würde unter ſolchen Umſtänden auch zu Grunde gegangen ſeyn, wenn ſich der Hof nicht drein gelegt hätte.

Fauſtina verließ London nach dem kurzen Aufenthalte von noch nicht vollen zwei Jahren und verließ es, ohngeachtet aller Fehden, ihr zu Ehren und aller Guineen, ihr zum Vortheil, mit lebhaftem Widerwillen ge-

gen England. Nicht Einer ſagte ſie noch ſpät in Dresden — nicht Einer von denen, die mir ihr Gold boten und ſich um mich rauften, hat Sinn gehabt für irgend etwas, das ich mir ſelbſt zum Verdienſt anrechne. Man lärmte um meinetwillen, weil man eben nichts anderes hatte, und doch lärmen wollte.

Des unruhig wechſelnden Lebens endlich überdrüſſig; unvermögend, die Ueberzeugung länger abzuweiſen, es gebe für das Weib nur Ein ſtetigdauerhaftes, zulängliches Glück — kehrte ſie in ihre Vaterſtadt zurück, und lebte da einige Zeit lang in anſtändiger Zurückgezogenheit. Sie trat nicht öffentlich auf, ſondern gewährte nur engen, auserleſenen Cirkeln den Genuß ihrer Talente.

Sie hörte in dieſen Cirkeln viel Angenehmes von einem jungen, ſchönen, edeln und talentvollen Sachſen, der, ſeine Kunſtbildung zu vollenden, von Neapel zurückgekehrt ſey, nun in Venedig, zwar arm, doch ſehr anſtändig lebe, und ſeine Bekannten durch bezaubernden Geſang, durch geiſtreiches Klavierſpiel und auch durch manche feurige und genialiſche Compoſition erfreue. Il Sassone! il caro Sassone! wiederholten beſonders die Damen unaufhörlich. Man ſagte Fauſtinen, auch ſie müſſe ihn nothwendig kennen lernen. Sie ließ ſich's gefallen. Man lud eine Geſellſchaft, und ihn unter dieſer. Beſcheiden, wie ein Deutſcher, und im einfachſten Aufzuge, wie ein Mann, der innern Werth kennt und beſitzt, erſchien er; vom Schimmer der Geſellſchaft geblendet, trat er ſtill zurück, bis man ihn an's Klavier führte. Er ſetzte ſich, ſeine Phantaſie erhob ihn über die einengende, vornehme Umgebung; er ſchien ganz ein Anderer zu werden; er ſpielte und ſang zum Entzücken. In ſich und ſeine Kunſt verſunken, bemerkte er wenig,

was um ihn her vorging; am wenigſten, wie die glänzende Fauſtina feſtgebannt neben ſeinem Stuhle ſtand, und wie alle Gefühle, die er auf ſeinem Inſtrumente ausſprach, von ihrem ausdrucksvollen Geſichte wiederſtrahlten. Er beſchloß — ſie ſagte kein Wort, aber ſie fuhr mit dem Entſchluß nach Hauſe: dieſer Haſſe wird dein Gemahl, oder Keiner! —

Und er wurd' es, und ſein Glück — was nun die Welt ſo nennet — war auf immer gegründet. Man gab ihm eine Stelle als Kapellmeiſter; er konnte nun ſorgenfreier arbeiten; die Liebe und ſein königliches Weib begeiſterten ihn: er lieferte Werke, die ſeinen Ruf in alle Welt verbreiten mußten.

König Auguſt von Polen und Churfürſt von Sachſen, der ſo gern um ſich verſammelte, was Künſtler war und als Künſtler Aufſehen machte, berief ihn als Oberkapellmeiſter, und ſeine Gattin als erſte Sängerin nach Dresden; beiden wurde ein großer Gehalt angeboten. Fauſtina, die den jungen Gemahl gern verherrlicht ſehen wollte, die des zurückgezogenen Lebens denn doch überdrüſſig zu werden anfing, und der vielleicht im geheim auch nach ſo Manchem gelüſtete, was ihr an jenem Hofe der Freude und des feinern Genuſſes zu Theil werden könnte: Fauſtina ermunterte den Gatten, dem Rufe zu folgen; und er war ihr ſo gänzlich ergeben, daß all' ſein Thun von ihren Wünſchen abhing. So gingen ſie 1731 nach Dresden. Ein ausgezeichneter Empfang und der ehrenvollſte, immer zunehmende Beifall von Seiten des Hofs, wie des Publikums, überzeugten beide, hier ſey ihr Platz und hier müſſe ihre Heimath bleiben.

Allzuglänzendes Sonnenlicht verkündigt Ungewitter.

Es fand ſich gar Manches für Fauſtinen, was im Contracte nicht ſtipulirt war. Der Kampf des beſſern, aber früh ſchon gebrochenen Willens mit alle dem, was ihm der üppige Hof entgegenſetzte, war zu ungleich — Man ließ den guten, lieben Haſſe wieder nach Italien reiſen und ſieben Jahre daſelbſt verweilen — —

Sieben Jahre, eine Ewigkeit für das Glück und die Herrſchaft einer fürſtlichen Geliebten, waren vorbei, und nun änderte ſich, was ſich bei tauſend ſchönen Weibern weit früher hätte ändern müſſen. Fauſtina ſelbſt zog ſich aus gewiſſen Verhältniſſen zurück, ehe ſie ganz die Macht verlor, dieſelben, hätte ſie gewollt, noch länger zu erhalten. Sie klagte nie, auch mit keinem Blick; ſie änderte nichts ab in dem, was Andern in die Augen fiel; ſie blieb geachtet, gefürchtet ſogar, auch wo man ſie nicht mehr liebte: Alles ſchien, wie vorher, und nur ihre Neigung erkaltet. Jetzt gedachte ſie endlich mit edlerer Theilnahme und bald ſogar mit inniger Sehnſucht des lang entbehrten, nicht glücklichen Reiſenden. Sie ſchrieb ihm, ſie bat ihn herzlich, ſie bat ihn ſchmeichelnd, zurückzukommen: er kam zurück. Sie wußte ſeinen Empfang auf das ſorgſamſte vorzubereiten; Alles zeigte ihm Achtung und geneigtes Entgegenkommen; er wurde in auszeichnende und erwünſchte Thätigkeit geſetzt, wurde für ſeine Arbeiten mit Beifall, Gunſt und Ruhm belohnt, und auch ſein häusliches Leben hatte die äußern Merkmale ſchöner Familienverhältniſſe.

Ob er glücklich war? — Antwortet Einem das Herz, antwortet ihm die Ehre nicht, hat er aber ein geübtes Auge: ſo verweiſe ich ihn an Haſſe's, nach dem Zeugniß Aller aufs Vollkommenſte getroffenes Bildniß

von dem trefflichen Mengs in der Dresdner Sammlung Miniaturgemälde. Er wird finden, daß Haſſe in ſeinem ganzen Geſicht, beſonders auch im Auge des ſchwärmeriſch genießenden Muſikers, und über ihm Züge hat, die deutlich ausſagen: dieſer Mann iſt im geheim ſehr unglücklich; Züge, die ganz etwas anders ſind, als der Ausdruck jener nie ganz befriedigten Sehnſucht, jener nie ganz geſtillten Trauer in dem Herzen des wahren Dichters oder Künſtlers. — — Daß aber Haſſe durch ſeine Gattin in der Weiſe und dem Grade glücklich war, als ſie ihn nun machen konnte, das läßt ſich leicht denken. Er ſchrieb die glänzendſten Rollen ſeiner Opern für ſie und nahm innigen Antheil an der Bezauberung, in welcher ſie das Publikum noch lange erhielt: ſie war ihm erkenntlich. Sie hatte den äußern Anſtand nie verletzt, behandelte nun das Ehrgefühl und die zartere Sinnesart des Gemahls mit größter Schonung und Delikateſſe, verſchaffte ſeinen Arbeiten durch Aufbietung alles ihres Kunſtvermögens fortdauernden Glanz: er war ihr erkenntlich. Blickte ſie dann auch zuweilen umher mit einem

Ast ego, quae Divum incedo regina Jovisque
Et soror et conjux —

ſo war er der erſte, der anerkannte, wie ſich ihr Stolz auf wahres Verdienſt gründe und ihr huldigte; ſchwärmte er zuweilen etwas hypochondriſch über das Vergangene und auch über manches Drückende ſeiner gegenwärtigen Verhältniſſe: ſo zerſtreuete ſie durch ſeine Aufmerkſamkeiten, durch überraſchende Gefälligkeit, durch das Hinreißende ihrer Unterhaltungsgabe die Wolken, und brachte ihn wenigſtens dahin, auch das Beglückende ſeiner Lage zu erkennen und zu genießen. Je weiter Beide in Jah-

ren und Erfahrungen fortrückten, jemehr ſich Beider Phantaſie kühlte, Beider Leidenſchaftlichkeit milderte; je mehr die gegenſeitige Achtung zurückkehrte und die Vergangenheit verdeckte, die freundliche Gewohnheit ſie einander näher brachte, ihre Herzen, auch in den kleinern Wünſchen, aufſchloß; deſto mehr, deſto werther, deſto unentbehrlicher wurden ſie einander, bis endlich in ſpäterem Alter und anſtändiger Ruhe der Freund die Freundin, die Freundin den Freund wirklich ſehr glücklich machte.

Dieſe Ruhe wurde ihnen und dem gedrückten Sachſenlande zugleich zu Theil, als der ſiebenjährige Krieg ſein Ende erreichte. Die nur allzunöthige Einſchränkung des Hofes ſetzte ſie, wie die meiſten bisherigen Günſtlinge, außer Thätigkeit. Sie genoſſen aber eines beträchtlichen Gehalts, gingen eine Zeit lang nach Wien und beſchloſſen ihre Tage in Fauſtinens Vaterſtadt. —

Der Charakter dieſer bedeutenden und in gar manche wichtige Dinge tiefer, als die Staatsgeſchichte bemerken wird, eingreifenden Frau geht, wie mich dünkt, ſchon aus dieſer kurzen Erzählung der Begebenheiten ihres Lebens hervor. Stolz, begründet auf große Naturgaben und auf errungene, wahre Vorzüge; lebhafte Sinnlichkeit, im Zaume gehalten von unwandelbarem Sinn für Anſtand, äußere Ehre und Würde; Eiferſucht, erzeugt durch Gefühl von Ueberlegenheit und Kraft des Geiſtes, und keine Beſchränkung duldend, außer der freiwilligen; drückende Herrſchbegier gegen die, welche ihr von irgend einer Seite gefährlich werden wollten, ohne ihr wirklich überlegen zu ſeyn; Treue, bis zur Aufopferung alles eigenen Vortheils, gegen die, welche ſich ihre Achtung und vertrautere Freundſchaft zu erwer-

den wußten — ja zuweilen ſelbſt kecke Verwegenheit, die die ganze Gegenwart aufs Spiel ſetzt, zu ihren Gunſten; großer und umfaſſender Verſtand, in ſeltenem Gegengewichte mit Energie des Temperaments und Gluth der Einbildungskraft; periodiſche Geneigtheit zu Verirrungen, mehr aus Neugier, Laune und Lüſternheit, als aus Trieb, aber ſelbſt bei dieſen ein wahrhaft vornehmer, ein adeliger Geiſt: — dieß charakteriſirte ſie, als Weib.

Einige dieſer Züge, die aus jenem allgemeinern Berichte nicht unmittelbar hervorgehen, mögen durch folgende Anekdoten deutlich und erwieſen werden.

Bald nach Fauſtinens Zurückkunft aus London in ihre Vaterſtadt wendete ſich ein junger Virtuos an ſie, der hernach ſehr berühmt ward, damals aber durch Unglücksfälle in die hülfloſeſte Armuth verſetzt war. Sie wurde durch ſein Schickſal und noch mehr durch ſeine Verzweiflung gerührt. Ich helfe Ihnen! entſchied ſie kurz und beſtimmt. Der Unglückliche war ſo oft getäuſcht worden und wagte nicht, ihrem Worte ganz zu glauben. Zutrauen oder Entfernung — verlangte Fauſtina beleidigt. Ich empfehle Sie den hieſigen erſten Häuſern. Sie dürfen nicht Unterſtützung nehmen: das erniedrigte Sie auf immer; aber man ſoll Sie hören und belohnen! — Sie ſchrieb kurze Empfehlungen, gab ſie ihm und verlangte, er ſolle ihr ſogleich den Erfolg melden. Fauſtinen hatte ihr Stolz betrogen: jene Vornehmen nahmen ihre Empfehlungen als Zudringlichkeiten auf; ſie waren ohnehin mit der Künſtlerin, die ihren Launen nicht diente, nicht zufrieden: kein Einziger hatte Luſt, ihre Wünſche für den Unglücklichen zu erfüllen. Er kam und brachte dieſen Beſcheid. Fauſtina

war bei der Toilette und ſchmückte ſich eben zu einem Feſte. Sie hörte ernſthaft zu, ſchwieg einige Secunden, band ruhig die koſtbaren diamantnen Armbänder los und reichte ſie dem Erſchrockenen: Nehmen Sie! ich habe verſprochen, Ihnen zu helfen! Nehmen Sie: es iſt keine Unterſtützung, es iſt das gutgemeinte Geſchenk einer Freundin und Kunſtverwandten! — —

König Auguſt unterhielt ſich einſt — nach jenen ſieben Jahren — während der Oper, in welcher Fauſtina ſang, mit einer intereſſanten polniſchen Fürſtin ſehr angelegentlich. Fauſtinens Feuerblick von der Bühne herüber bemerkte es: ſie ward als Künſtlerin und als Weib tief verwundet. Sie zähmte den Schmerz, ſang und ſpielte in ruhiger Würde vollkommen, wie zuvor, bis ſie, als Heldin des Stücks, im Recitativ die Worte zu ſprechen bekam: „Schweigt, ich befehl' es“ — und Fauſtina ſprach ſie, ohne nur einen halben Blick von den Mitſpielenden zu verwenden, mit ſolcher Hoheit, daß jenes Geſpräch augenblicklich ſtockte und während der ganzen Oper nicht wieder in Gang kommen konnte.

Die allmächtige Hofpartei, welche den weichlich gütigen und ſorglos zutraulichen Auguſt in der unſeligen Täuſchung zu erhalten wußte, in ſeinem Lande ſey man ſo froh und behaglich, wie an ſeinem Hofe, war durch ein kühnes Wagſtück eines edlen Engländers ſo unerwartet, wie durch einen Donner vom heiterſten Himmel, aufgeſchreckt; der König bebte vor Unruhe — etwa zwei Stunden. So geheim der Streich vorbereitet, ſo tödlich er geführt, ſo gut Alles vor den Lauſchern verdeckt worden war: ſo ſchnell pflanzte ſich nun der lähmende, elektriſche Schlag durch Alle fort, die nah oder fern an jener Kette hielten. Auch Fauſtina erfuhr augenblick-

lich, was vorgehe, und beſprach ſich eben mit ihrem Gatten darüber, als ihr ein Billet vom Alles regierenden Miniſter Brühl zukam: ſie möchte alle ihre Zaubereien in der heutigen Oper aufbieten. Adolph, rief ſie ihrem Mann in Begeiſterung zu: Adolph, ich ſinge heute gar nicht! Haſſe trat erſchrocken zurück. Unſre Herrlichkeit hier kann darüber zu Grunde gehen, fuhr ſie fort; aber wir werden beitragen, tauſend Klagende zu tröſten. Dann nimmt die ganze Welt uns auf! — Alles Zureden des ängſtlichen Mannes war vergebens; ſie blieb bei ihrem Vorſatze, bis ſie nach einigen Stunden erfuhr, der Ausländer ſey für einen Getäuſchten erklärt, die von ihm unmittelbar der Perſon des Königs überreichten Papiere ſeyen vernichtet, er ſelbſt habe ſogleich die Stadt verlaſſen, und Alles ſey wieder im alten Geleiſe. Da ſang ſie denn, und Alles blieb auch im alten Geleiſe.

Als Sängerin war ſie nicht ganz Das, was man heutiges Tages groß nennt, weil man durch lange Gewöhnung an Virtuoſenſchimmer faſt den Begriff von Größe in jener Kunſt verloren hat; aber ſie war, was man zu jeder, auch zu unſrer Zeit vortrefflich nennen und als groß und überwältigend empfinden müßte. Was ſie leiſtete, leiſtete ſie ganz vollkommen; ſie beſaß Verſtand und Mäßigung genug, nichts zu verſuchen, nichts zu wagen, was ihr nicht unübertrefflich gelang. Ihre Stimme war mehr voll, als ſtark, mehr nachdrücklich, als hell — der eindringendſte, hinreißendſte Mezzo-Sopran. Der Umfang derſelben überſtieg nicht die zwei Octaven vom ungeſtrichnen bis zweigeſtrichnen B; letzteres, ſo wie noch etwa einen Ton der Höhe, gab ſie ſchon ungern an, weil ſie ſich durchaus nichts abzwang.

Sie verachtete alle Künſteleien, die der Seele nichts ſagen und nichts bewirken, als einen augenblicklichen Reiz des äußern Sinnes, oder das gemeine Vergnügen, das man fühlt, wenn ein kecker Seiltänzer nach gefährlichſtem Luftſprung den Hals nicht gebrochen hat. Aber jene Töne ſtanden ihr auch zu Gebote, wie ſie nur irgend dem geſchickteſten Inſtrumentiſten zu Gebote ſtehen. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Reinheit, vollkommener Wohllaut, mochten ſie aufs Leiſeſte oder Stärkſte angegeben werden, mochten ſie ausklingen in ſo langgehaltenen Noten, daß ſie eine ſchwächere Bruſt geſprengt haben würden, oder zu den raſcheſten, wie zu den zarteſten Wendungen verbraucht werden, je nachdem es der Schreibart und dem Charakter des Ganzen, oder der Kunſt und Laune des Componiſten, oder auch der Stimmung des Augenblicks am angemeſſenſten war; aufſtrebende oder herab ſich ſenkende Uebergänge durch Theile eines halben Tons, für die die Kunſtſprache noch keine Benennungen hat, eben ſo, wie die entlegenſten, überraſchendſten Sprünge: — alles dies hatte ſie ſich durch unabläſſigen Fleiß, von Kindheit angefangen und täglich fortgeſetzt, in größter Vollkommenheit zu eigen gemacht; alles dies ſchien in ſeiner Vollendung ihr nun ein leichtes Spiel, und ließ in dem Zuhörer keine Ahnung von der ungeheuern Schwierigkeit aufkommen, die ihn in dem ſchönen Genuſſe geſtört hätte. — Ihr Allegro war feurig und glänzend, ihr Andante hinreißend: Adagio, wie man es damals ſchrieb, ſang ſie ungern, nicht aus Unfähigkeit, ſondern aus Stolz, nicht weichlich zu erſcheinen. Ihr Gedächtniß war das zuverläſſigſte, und ihre gründlichen Kenntniſſe ſetzten ſie in den Stand, durch ſtets neue und ſtets paſſende Veränderun-

gen ſelbſt ſtets neu zu bleiben. Dabei ſprach ſie die Worte, nicht nur im Recitativ, ſondern auch in der Arie, ſo deutlich aus, daß ſie in den entfernteſten Plätzen der größten Theater von Europa, wo ſie auftrat, aufs Vollkommenſte verſtanden werden konnte.

Aber alle dieſe Vorzüge wurden noch weit mehr dadurch gehoben, daß ſie zugleich eine vortreffliche Schauſpielerin war. Heldinnen nicht nur, wo ſie ſich mehr ihrer Individualität überlaſſen durfte, ſondern auch edle Liebhaberinnen ſtellte ſie meiſterhaft dar, und begeiſterte ihren Freund, Metaſtaſio, zu dieſen Charakteren noch öfter, als er ſie. Dagegen ſchmälte ſie dieſen aus, daß er ſeine in Zärtlichkeit zerfließenden oder geziert naiven Weiber nicht eben ſo herzlich verachte, wie ſie ſelbſt es that. Im Ganzen war ihre Darſtellungsweiſe — um es kurz zu ſagen — die franzöſiſche, aber aus den beſten Zeiten der großen Tragödie, worüber uns die Fauſtinen in vielem Betracht ähnliche Clairon gar manches Intereſſante zu ſagen gewußt hat; ſie ſpielte aber mit weit mehr Gemüth und weniger Geſchraubtheit, als die Franzöſinnen. Ihr feiner Sinn für alles Schöne und auch für alles Schickliche, ihre gute Erziehung, ihr Umgang mit den gebildetſten und auch mit den vornehmſten Perſonen, ihre immer rege Beobachtung, der edle Anſtand, die einnehmenden Sitten, die ihr zur Natur geworden waren: — dieſes alles erleichterte ihr, in jenen ſchweren Fächern wahrhaft groß und nie monoton zu ſeyn.

Allerdings trug auch ihre von der Natur ſo ſorgſam gebildete, hohe Geſtalt viel dazu bei, jene Vorzüge überall geltend zu machen. Sie war von königlichem Wuchs; alle Theile nicht nur in ſchönem Eben-

maaß, ſondern auch in ſeltener Uebereinſtimmung zu einander. Ihre Geſichtsbildung war nicht ausgezeichnet ſchön, noch weniger fein: aber würdevolle, ja auffallende, und doch nicht zurückſcheuchende Formen, und beſtimmte, ſtarke, doch jeden Ausdrucks fähige Züge, gaben auch dieſer einen großen Styl; und die offenblickenden, leuchtenden, aber keineswegs verſcheuchenden Augen, in deren ſchwarze Tiefe, wer es durfte, noch wunderbarer einzudringen glaubte, als ſie in ihn — ergriffen jedes Herz und entzündeten eine edle Begeiſterung — keine gemeine, ſinnliche Lebendigkeit, bei allen, die nicht dieſer allein fähig waren. —

Noch in den ſiebenziger Jahren, als ſie ſich längſt in Stille und Häuslichkeit zurückgezogen hatte, war ſie eine ſchöne Matrone. Im Umgang flößte ſie damals Achtung, Ernſt und Anſtand ein, ohne daß ſie darum aufgehört hätte, eine feine, muntere Geſellſchafterin zu ſeyn, die auch in weißen Locken noch entzücken konnte, beſonders wenn ſie erzählte, ſchilderte, oder — ſpöttelte. Sie erwartete ihr langſam nahendes Ende mit Faſſung und Ruhe. Sie ſtarb mit faſt eben ſo vielem Anſtand, als ſie ſo oft auf der Bühne geſtorben war.

Digitized by Google

Vocal- und Inſtrumentalconcert,

gegeben von F. Ries,

als Beitrag für das zu Bonn zu errichtende Denkmal für Beethoven.

In Bezug eines Aufrufs an Muſiker und Muſikfreunde im „Phönix,“ trat dieſes Concert am 2. Juni 1837 in reiches, vollthätiges Leben. Ferdinand Ries — wer nennt nicht mit Ehrfurcht den Namen dieſes für die Tonkunſt ſo verdienten Veteranen, und wo nennte man ihn nicht? — Ries verſammelte auf dieſen Aufruf hin Alles um ſich, was rüſtig war und willig zu einem ächten deutſchen Wettkampfe für Euterpens Ehre. Er erhob das Panier hochflatternd in die Lüfte, kehrte ſiegreich heim und pflanzte den friſchen Lorbeerzweig zu den Füßen der Pyramide, die das Andenken ſeines Freundes und Lehrers Beethoven der ſtaunenden Nachwelt erhalten ſoll. Mehrere Notabilitäten dieſer Stadt verbanden ſich mit dem Künſtler zu einem Comité, und gaben das beredte Beiſpiel, wie die Kunſt (ihrer würdig betrieben) Beſchützer findet.

Auch dem Herrn Kapellmeiſter Guhr ſey Ehre, der ſein wackeres Orcheſter dem verdienten Kunſtverwandten anſpruchslos nicht nur überließ, ſondern ſelbſt Hand

anlegte am Katheder wie am Solopult. Das Comité mußte dem Andrang der Kunſtfreunde Einhalt thun, um die Räume des großen Weidenbuſchſaales den Zuhörern nicht zu entziehen. Ob wohl dieſer Abend nicht das Piedeſtal eines künftigen Frankfurter Muſikfeſtes bildete? Sinnreiche Wahl des Veranſtalters krönte das Unternehmen, indem er nur den Geiſt des Verewigten citirte.

Wenn Ries ſich an den Flügel ſetzt, ſo kann ſich Madame Kritik die Schminke erſparen, ohne ſchamroth zu werden; wie überhaupt da, wo die beſten Kräfte ſo ſorgfältig vorbereitet ſich zu einem Ganzen vereinigen, dieſelbe eine etwas überflüſſige Rolle ſpielen würde Aber zur Würdigung des Totalen programmiſire ich die Nummernfolge und erlaube mir dabei nur ein paar hiſtoriſche Andeutungen, die der Kundige überleſen mag:

Die B-dur-Symphonie, als vierte ſeiner Symphonieen im Druck erſchienen, obgleich erſt nach der C-moll- und der Paſtoral-Symphonie geſchrieben.

Das Duett für zwei Soprane mit obligater Begleitung von Violine und Violoncello (Mad. Schodel, Fräulein Kratky, die Herren Riefſtahl und Rüpfel) iſt aus Leonore, der erſten Bearbeitung des Fidelio. Leonore, urſprünglich in drei Akten, iſt in Wien 1805 durchgefallen (wohl größtentheils der Verſtimmung jener politiſchen Zeitverhältniſſe zuzuſchreiben, da die Franzoſen kaum erſt acht Tage in der Kaiſerſtadt eingerückt waren). Der Text nach dem Franzöſiſchen iſt, wenn ich nicht irre, von Treitſchke. Nach der mehrere Jahre ſpäter erfolgten Abkürzung dieſer Oper hat ſich Fidelio erſt zu dieſer Celebrität aufgeſchwungen.

Das berühmte C-moll-Concert für Clavier hat

Ries unter Beethovens Leitung als ſein Schüler 1802 zum erſten Mal in Wien geſpielt. Er und der Erzherzog Rudolph waren Beethoven's einzig von ihm anerkannte Schüler.

Das Terzett für Sopran, Tenor und Baß (Mad. Fiſcher-Achten, Hr. Schmezer und Hr. Fiſcher) iſt „all' uso di concerti.“

Die Ouverture aus Leonore (eine kleine Symphonie rund für ſich) iſt ſchon die zweite Bearbeitung. Beethoven hat drei Ouverturen zu dieſer Oper geſchrieben. Die erſte als Manuſcript iſt im Beſitz eines Privatmannes, der ſeine Urſachen haben mag, damit zu geizen!

Scene und Arie für Sopran „Ah perfido!“ (Mad. Schodel) iſt bekannt, namentlich in Frankfurt a. M. vom Muſeum her.

Das Violinconcert aus D (Hr. Guhr) hat der Autor ſeinem Freunde Hrn. von Brenning dedicirt.

Den Schluß unſers Concertes — und es war Zeit, daß es bei 25 Grad Hitze ein Viertel nach 10 Uhr endete — machten ein Recitativ und Duett aus Chriſtus am Oelberg (Mad. Fiſcher-Achten und Hr. Schmezer), und ein Recitativ und zwei Chöre (C-moll und D-dur) aus demſelben Oratorium (der hieſige Liederkranz).

Folgender Prolog wurde von dem Schauſpieler Hrn. Becker nach der Symphonie geſprochen.

Triumph dem Leben! — Hoch auf goldnem Wagen
Ruft laut der Lenz: „Der Tod iſt ſelbſt erſchlagen,
„Das Schöne bleibt, denn es iſt gut und wahr!“ —
Zum Todesopfer für Entſchlaf'ner Manen
Legt Lenz des Lebens heil'ge Siegesfahnen
Fromm auf der Menſchheit Hochaltar.

Ein Herold zieht der Lenz von Land zu Lande,
Mit ſonn'gem Kuſſe löſ't er alle Bande;
Wer je geliebt, tritt dem Triumphzug bei,
Wem je gebangt vor einſtigem Vergehen,
Herbei! aus Wahnesgräbern aufzuſtehen!
Wer je gefeſſelt war, — ſey frei!

Zum Feſt des Lebens ziehn auf allen Wegen
Menſchen herbei; — rings ſchallt's von Hammerſchlägen;
Das iſt ein Volk, — das deutſche, — das hier baut.
Es füget Stein auf Stein, und Glied zum Gliede,
Und Klang zum Klang; — ſchon wächſt die Pyramide,
Die einſt der Enkel ſinnend ſchaut.

Was iſt der Zweck des tauſendarm'gen Strebens?
Ein Königsgrab? — Nein, Tempel iſt's — des Lebens;
Der ſich nach einem deutſchen König nennt.
Denn König iſt, wer königlich geſtrebet,
Und wer in eines Volkes Herzen lebet, —
Sein Nam' — ſein größtes Monument.

Wer kennt ihn nicht? Wer hat in Weiheſtunden
Des Gottes Kuß nie auf der Stirn empfunden,
Wann alles Seyn einſtrömt in Harmonie?
Wem je des Lebens Weh die Bruſt durchwühlet,
Wer je der Menſchheit ganzes Glück gefühlet,
Beethoven, der vergißt dich nie!

Wie Gottes Engel über's Schlachtfeld ziehen,
So wandeln treu erhab'ne Symphonieen,
Von deren Schwingen Lebensbalſam thaut;
Durch Schmerz die rohe Freude — zu verklären,

Digitized by Google

Durch Wehmuthseinklang wildem Weh zu wehren
Der Meiſter hat es ihm vertraut!

So lange, Deutſchland, deine Eichen ſtehen,
Und deine Söhne treu als Brüder gehen,
Und deutſches Wort noch gilt und deutſche Hand,
Wird der genannt von aller Menſchen Zungen,
Dem heil'ger Treu' Triumphgeſang gelungen,
Dein Sohn, o deutſches Vaterland!

Und ſtehn wirſt du und mögeſt niemals wanken,
Du Volk der weltverſöhnenden Gedanken,
Du deutſches Volk, der Treue Heiligthum —
Ewig lebendig, Volk, durch deine Männer, —
Geweihte Namen ziehn als Sonnenrenner
Voran, o Deutſchland, deinem Ruhm!

Beſchloſſen liegt das Göttliche im Schönen,
Geoffenbart ward es in deinen Söhnen,
Durch That und Wort, und durch Geſtalt und Klang!
Es ſchallt, — ſo lang' ein deutſches Kind geboren
Wird, — was dein Sohn in Lied's Brennpunkt beſchworen:
Fidelio's Treu', — Deutſchlands Triumphgeſang!

Nun, deutſches Volk, ſo ſchaffe, nimmer müde,
Mit Herz und Hand am Bau der Pyramide,
Daß bald den Gipfel küßt des Morgens Strahl. —
Einſt unſ're Enk'lin wird Urenkel haben
Und ihnen zeigen: „Seht! — Triumph dem Leben!
„Seht! — Beethoven's Gedächtnißmahl!“

Guſikow's Tod.

Von M. G. Saphir.

„Wer weiß, wie viel andere Saiten dieſer Joſeph Guſikow im Leben anſchlug, ohne Anklang, ohne harmoniſche Erwiederung zu finden! Holz und Stroh allein verſtanden ihn, im Holz und im Stroh allein wohnten weinende, klagende, jammervolle Töne, die ihn und ſeine Wehmuth und ſeinen Schmerz verſtanden, und mit ihm weinten und mit ihm klagten!“

(M. G. Saphir, am 21. Juni 1835.)

Mit obigen Worten habe ich Guſikow eingeführt in die öffentliche Welt. Es ſind über zwei Jahre. Er kam hieher nach Wien, vor ihm ging weder die Feuerſäule eines großen Renommées, noch die Wolkenſäule, die den goldenen Regen auf fruchtbare Ankündigungen ſendet. Er kam aus der Wüſte ſeines jungen Lebens, durch welche er mit der Bundeslade ſeiner Kunſt einſam zog; ihm träufelte kein Manna aus den Lüften, und keine Wachtelwolke leerte ſeinen Segen über ihn aus. — Er gab ein Concert; aber Joſeph Guſikow war unbekannt, er brachte keine Empfehlungen und keine lobenden Kritiken mit, und das Concert war leer, und kein Menſch ſprach von Joſeph Guſikow, von dem armen polniſchen

Juden. der einige Zeit darauf in den Salons von Wien und Paris gefeiert wurde!

In einem kleinen Zimmer aber in der Wipplingerſtraße waren verſammelt einige Frauen und Herren, Schriftſteller und Künſtler, und der Herr dieſes kleinen Zimmers war ich, und ich ſagte: „Meine Herren und Damen, ich werde Ihnen vorführen den armen Reb Joſeph Guſikow aus Polen, der nicht ſpielt die ſchwindſüchtige Flöte, und nicht das plappernde Piano, und nicht die Charpie-rupfende Guitarre; ſondern das „Holz- und Stroh-Inſtrument," die Kinor Ebol (Trauerharfe) aus Babylon, in welcher wohnen die Ahngeiſter ſeiner Vorfahren, aus welcher herausweinen die Seelen der zertrümmerten Pſalter Davids; aus welcher die Töne irrend herausflattern, wie die aufgejagten Schwalben Sions, aus deren geöffneten Poren herausquillen die Regino's und Schigiones der entſaiteten Königsharfe, und deren ausgehauchter Klang nichts iſt, als das Wanderlied Ahasvers, von Misrach bis Marob (von Oſten bis Weſten), der nirgends Echo, nirgends Anklang, nirgends Gegenklang findet."

Und Joſeph Guſikow ſpielte ſeine heimiſche Weiſe auf der Polyglotte aus Holz und Stroh, und die Männer in meinem kleinen Zimmer ſtanden ſinnend und horchend, und die lieblichen Frauen und Mädchen vergoſſen Thränen über Klagen, die ſie nicht verſtanden, über ſingende, ausgetriebene Klagegeiſter, die ſie hörten, deren Schmerz ſie aber nicht begriffen; und als er aufhörte, da traten die Holden hin zu dem armen polniſchen Juden, mit dem blaſſen Antlitz, und mit dem Schmerz, dem Malerzeichen der Kunſt, um den gekrausten polniſchen Bart, und ſie ſagten ihm viel Schö-

nes und Herzliches, ihm, dem bis jetzt kein Ton entgegenkam, als der aus ſeinem Holze!

Ich ſprach darauf öffentlich ein paar Worte zu dem Wiener Publikum für den armen, polniſchen Juden, der wohl wußte Stroh und Holz zu ſpielen, aber nicht Journale und Recenſenten, anderes Holz und Stroh! Bald darauf erkannte das kunſtſinnige Wien das eigenthümliche, wunderſame Talent, und mit den Lorbeeren Wiens um die bleichen Schläfe, begann Guſikow ſeine Wanderung durch Europa, und überall fand er empfängliche Seelen für die Sprache ſeines Inſtrumentes; überall fühlende Herzen und offene Gemüther für ſeine wunderſame Kunſt. Daß der arme Kanaanite auch auf dieſer Wüſten-Wanderung auf Midian und Moab aufſtieß; daß ihm auch hier dann und wann ein Amalek die ſchöne Pilgerfahrt verbitterte, iſt nicht zu verwundern. Iſt doch jede Kunſtfahrt eine Fahrt nach dem gelobten Lande, und an beiden Seiten der Straße lauern die Midjaniten und die philiſtröſen Gewürzkrämer, um zu ſpotten und zu höhnen!

Und die Rotten, die ſchon dem wandernden Propheten ihr „Aleh Koreach!“ nachriefen, und ihn ausſpotteten, ſie fehlten auch nicht am Wege Guſikow's, des armen, polniſchen Juden. Sie haben ihn parodirt, und verſucht, ſein Inſtrument nachzuäffen; ſie haben ihm ſein Inſtrument geſtohlen; ſie haben ihm ſeine Zunge geſtohlen, ſeine Sprache, und haben ihn allein gelaſſen, ohne Sprache, ohne Dolmetſch, in einer Welt, die ihn nicht verſtand, unter Menſchen, zu denen er nicht reden konnte; ein plötzlich Stummgewordener in Mitten eines ihm lauſchenden Cirkels!

Der Gott ſeiner Väter aber, der da eingeſammelt

hat die Aſche ſeiner Väter zu der Aſche ſeiner Vorväter, der die Taube zurückführte in die Arche, als ſie keinen Ruhepunkt fand, der den frommen Knaben im Gefängniſſe hat gelehrt die Träume deuten und vor Pharao zu treten; er, der Allmächtige, rief ihn zu ſich in ſeinem zweiunddreißigſten Lebensjahre, und er legte aus ſeinen Händen das Holz- und Stroh-Inſtrument, und faltete ſie, und er ſprach zu den weinenden Brüdern, die um ihn ſtanden und beteten: „Höre Iſrael!“ und laut ſchluchzen: „Ihr werdet heimkehren zu meiner Frau und zu meinen Kindern ohne mich, ich aber kehre heim zum ewigen Vater, an deſſen Thronſtufen ſitzt David, der königliche Harfenſchläger, und ich werde mit ihm ſingen ſeine unſterblichen Lieder!“ Und ein Kuß des Friedens nahm ſeine Seele von ſeinen bleichen Lippen, und trug ſie hinüber in das Stiftszelt des Herrn des Himmels und der Erde. Das Holz- und Stroh-Inſtrument ſeiner ſterblichen Hülle lag ton- und lautlos da, und wurde zur Erde beſtattet in Aachen; und Joſeph und ſeine Brüder wandelten ſtumm und dumpf zu ſeinem Grabe. Aus ſeinem Inſtrumente aber entrang ſich einer der wehmüthigſten und nationalſten Accorde, und rang ſich wie ein fliehender Engel weit fort durch die Lüfte bis nach Polen in ſeine Heimath, und es ſaßen Joſeph Guſikow's Frau und ſeine Kinder einſam um ein ſpärliches Licht, und ſie gedachten des fernen Gatten, des wandernden Vaters, und ſie beteten einen Pſalm für ſein Leben und ſein Wohl, — da floß ein Klang her durch die Lüfte, weich und ſanft und klagend, wie die Töne des Vogels, der über das Neſt ſeiner Jungen kreist; und eine bekannte Melodie floß an ihr Ohr, und es tönte lange und anhaltend:

„Der Engel, der mich von allem Uebel erlöst hat,
ſegne dieſe Kinder!“

(Genesis. 48.)

und der Ton verklang, und die Gattin und die Kinder ahnten den Tod des Vaters, und ſie riſſen ihr Kleid auseinander, und weinten lange und bitterlich, und beteten leiſe und ſprachen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſey gelobt!“

Anekdote.

Die Leidensgeſchichte Jeſu wurde in vorigen Zeiten mehr dramatiſch als epiſch halb in Proſa und halb in Verſen, am Palmſonntag und Charfreitag in den Kirchen aufgeführt. Als der verdiente Joh. Phil. Bendeler, Cantor und Chordirector zu Quedlinburg, ſolche einsmals nach eben dieſer Art abſingen ließ, ſo geſchah es, daß in dem Accompagnement zu den Worten der Magd von einem Violiniſten ein Fehler begangen ward. Bendeler fragte mit Lebhaftigkeit, wer die Partie der Magd hätte; worauf der Violiniſt ſtotternd antwortete: „ich — ich — ich geige ſie.“ Aber leider! ſehr ſchlecht, erwiederte der Director.

Madame Schodel als Donna Anna.

Von Gollmick.

Es hätte keiner weitern Darſtellung bedurft, als der der Julia und Anna, um mit Beſtimmtheit ermeſſen zu können, daß Mad. Schodel eine der Berufenen im Fache hochtragiſcher Charaktere iſt. Vorzüglich gelungen ſind ihre Affekte, beſonders die der Leidenſchaft, und ihr Spiel, voll edler Haltung, beurkundet eine angeborne Majeſtät des Weibes. Hier iſt nichts ängſtlich Gemachtes, Berechnetes; hier ſind nicht Lücken ſichtbar, die aus der Verlegenheit entſtehen, wenn die Berechnung zufällig trügt. Symmetriſch greifen die Haupträder ihrer echt dramatiſchen Leiſtungen in einander. Richtige Auffaſſung des Charakters und ein durchgefühltes Eindringen in den Geiſt der Compoſition ſcheinen mir die Grundzüge ihrer artiſtiſchen Bildung zu ſeyn. Deßhalb erhebt ſie das Publikum auf ihren Standpunkt, und man überſieht hier Mängel der Technik als wenig bedeutend, die da nur deſto greller hervortreten, wo die Intelligenz im Schatten ſteht. Mad. Schodel hat durch und durch verſtanden, was ſie aus ihrer Anna machen wollte, und nicht weniger gegeben, als was Mozart ſonnenklar durch ſeine Töne gab, und was ſich durch keine Deutung, auch

nicht durch Subtilitäten in Callot's Manier, deuteln oder wegphantaſiren läßt! In wie viel Atome wollen überhaupt die tauſend heterogenen Deutungen über einen und denſelben Gegenſtand die Grundidee des Künſtlers, namentlich des Malers und Tonkünſtlers, verfälſchen und zerſtückeln? Die einfachſte Idee — beim Componiſten oft nur ein dunkles Gefühl — erſcheint in all' den Reflexen wieder, die vom Hohlſpiegel bis zum Mikroſkop alle geſchliffenen und ungeſchliffenen Gläſer rückſtrahlen. Mozart, unter allen Tondichtern der Anſpruchloſeſte, aber gerade deßwegen auch *unverworrenſte*, treffendſte, — Mozart ſollte ſeine Charaktere erſt durch ein Labyrinth von Chimären gezerrt haben, ehe er das reine Gold ſeiner Töne über ſie ergoß? Was bliebe z. B. an dem Helden unſerer Oper, dem Giovanni ſelbſt, übrig, wenn er von all' den unzähligen Erfindungen, womit man ſeinen Charakter aufputzt, auch nur ein mattes Gepräge trüge? — Zu wie vielen ſinnwidrigen Meinungsproceſſen hat nicht ſchon das gute Zerlinchen Anlaß gegeben? — Und ein ſolches zerſtückeltes Phänomen wäre dann der Impuls dieſer durchgehends verſtändlichen, von allen Täuſchungen der Sinne befreiten Muſik geweſen?

Dieſe Anna, ſage man was man wolle, verliert ſich nicht allzuweit außer den Gränzen einer Weiblichkeit, deren Empfindung, durch das ungewöhnliche Ereigniß angeregt, gereizt wird, und die auch Furie werden kann, ſobald eine frevelnde Hand ihre anerzogenen Begriffe, ihr Ideal antaſtet. Daß der Dichter (Abbé da Ponte) ſeine Anna aus Laune unter die Notabilität verſetzte, und daß Mozart über alle ſeine Charaktere der Töne Adel goß, diene auch hier als ein Maaßſtab der Beur-

theilung. So ſah ich immer dieſe Anna, ſo ſah ich Mad. Schodel Mozart's Muſik wohlverſtanden in Anna's Charakter übertragen. Ich ſah ein Weib vor mir, ein tief beleidigtes, empörtes, das ſich rächen will an dem Mörder des Vaters. Nicht mehr und nicht minder. Aber ich ſah es auch ſo ganz und innig gefühlt vor mir, daß mir bald die Thränen in die Augen traten, bald das Haar ſich ſträubte.

Die Maſſe von Ton harmonirt ganz mit der Majeſtät ihrer Plaſtik; daher haben ihre Cantilenen wohl nicht das Zauberiſche, Seeliſche, Gemüth und ſanftere Empfindungen Erregende; deßhalb bewegt ſie in dem Adagio des Maskenterzetts und im Larghetto der zweiten Arie weniger das Mitgefühl, als bei allen Stellen leidenſchaftlichen, feurigen Ausdrucks. Von höchſt draſtiſcher Wirkung war daher die Scene, wo ſie den erſchlagenen Vater findet und ihn ins Leben zurückrufen möchte; die des Racheſchwurs vor und in dem herrlichen Duett mit Gusmann, und die des berühmten Recitativs mit der ſchwer durchzuführenden D-dur-Arie. — Nicht der Frevel in dem Kirchhof-Duett, nein, dieſer Ton voll des herzzerreißendſten Jammers, oder des nach Vergeltung lechzenden Rachegefühls drang hinab ins Schattenreich, und lieh dem Gemordeten die Hülle. Daß ihre Züge nicht markirt genug gebildet ſind, um eine hervorſtehende Mimik zu geſtatten, gewährt ihr etwas Geiſterartiges, Räthſelhaftes, das ihr wohl nicht oft, aber hier gewiß zu ſtatten kommt. Dieſe Frau müßte eine Medea ſeyn nach dem Herzen Cherubini's, wie ſie eine Anna iſt nach dem Herzen Mozart's. Was mir im Einzelnen noch bemerkenswerth erſcheint, ſind ihre ausgebenden Mitteltöne von $\bar{D}$ bis $\bar{\bar{D}}$, welches Diapaſon ich die Converſations-

Octave nennen möchte, und vorzüglich im Enſemble erfreuliche Dienſte leiſtet; ferner die ſchärfere Reſpiration auf dem Conſonant H, wenn der gepreßte Seufzer der ſchweren Bruſt entfliehen ſoll; das plötzliche Abbrechen eines hohen Portamento's als ſey der Schmerz über allen Ausdruck; das Ziehen eines Tones in den andern, das ſie am rechten Orte, *ſelten* und deſto wirkſamer anbringt, und endlich die ungeſchwächte Ausdauer, womit ſie ihre Partie durchführt.

Aber kein Licht iſt ohne Schatten. Hierher gehört zur ſchärfern Rüge: die Einförmigkeit gewiſſer Lieblingsbewegungen und eine oft ſtörende Unſicherheit der Intonation. Daß im Anſatz der höhern Chorden ein gewiſſes Klemmen hörbar wird, daß ihr Grupetto häufig nicht rund und verbindend iſt, daß ſie manche Periode mit kleinen Pralltrillerchen beginnt, und am Schluſſe einer Nummer die vorletzte Note, als einen — um Effekt hervorzubringen — die Harmonie ſtörenden Vorhalt oft einen halben Takt früher anfängt, ſind Dinge, welche die Kritik, da dieſelben von ſo ſchlagenden Vorzügen der Intenſität überſtrahlt werden, einer Sorgloſigkeit zuſchreiben muß, wovon mehr oder weniger, auch der *ausgezeichnete* Künſtler nicht befreit iſt.

F. Lachner's Preis-Symphonie.

(Im Frankfurter Muſeum.)

Wo eine Inſtanz von Kunſtrichtern wie Eybler, Weigl, Gänsbacher, Seyfried, Umlauf, Kreutzer, Gyrowetz einem Werke unter ſiebenundfünfzig eingeſandten das Palmarium zuerkannte, und folglich das große Urtheil ſchon beſtimmte, ehe noch der erſte Ton davon ferne Millionen Ohren erreichte, — würde man den einzelnen Ausdruck eines natürlichen Gefühls, wie den der gelehrten Parabole, für gleich unzugänglich erachten, ſobald das eine oder das andere ſich einer ſolchen Majorität zu widerſetzen erkühnte! Aber dieſe Symphonie reizt mich nicht, ſie öfter zu hören, um im Stande zu ſeyn, ſie faſſen, ſie verſtehen zu lernen. Leibnitz, Wolke, Wilkens, Sicard und Kolmar wünſchten eine allgemeine Sprache, eine Sprache für alle Völker, eine Paſiphraſie. Aber — ſprachen ſie nicht Haydn, Mozart, Beethoven, Spohr, Ries, Kalliwoda, Onslow, Romberg u. A. in ihren Symphonieen? Geben dieſe nicht großartige oder liebliche, aber klare Bilder der Natur und der Menſchenwelt in Tönen dramatiſch oder lyriſch geknüpft und entwickelt? — Man muß ſich vor Allem mit dem erhaltenen Eindrucke, den ein Tonwerk auf unſer Gemüth macht, zurecht finden können. Es muß eine Grundidee da ſeyn, die ihr magiſches Band um alle Zuhörer ſchlingt; eine

Hauptempfindung, die ſich allen Gemüthern mittheilt und ſie durchdringt. Sie muß, gleich den innern Kräften eines geſunden Stammes, alle Aeſte und Zweige in die Höhe treiben, und Blatt, Blüthe und Frucht, Gruppe und Farbe bedingen. Von dem Lachner'ſchen Tondrama tritt uns bloß der erſte Satz, und der nur theilweiſe, vor das geiſtige Ohr. Hier hat der Componiſt eine Viſion gehabt. Heroenkraft ſchreitet ſiegreich aus dem Kampfe mit gewaltigen Mächten. Hier geben die einzelnen Perioden, die ſich logiſch an einander reihen, wirklich Rechenſchaft von einer Willensmeinung. Dieſer erſte Satz, mit der vielverſprechenden, vortrefflich gearbeiteten und effectvollen Einleitung, iſt ein Epos rund für ſich, und hat ſicherlich das Urtheil der Herren Kampfrichter beſtimmt. Die folgenden drei Sätze, — mögen ſie noch ſo kunſt- und regelrecht durchgeführt und auf dem Linienmeere der Partitur entzückend anzuſchauen ſeyn, — man hört ihnen zu ſehr das Gemachte an und die Ueberwältigung der Formen. Es iſt zu viel Pathos darin und geſuchte Originalität — zu viel ermüdende Längen, zu viel Anſtrengung und Hervorleuchten des Wahnes, durch Bizarrerieen ſein Ideal, Beethoven, zu erreichen, um als ein Werk der Selbſtſtändigkeit und genialer Kraft gelten zu können. Das Beiwort „passionata" ſcheint mir gänzlich verfehlt, da der vorherrſchende Charakterzug dieſer Symphonie mehr lyriſcher Natur iſt. Sie wurde von unſerm Orcheſter mit Eifer und Sicherheit executirt; aber mit jenem Gefühle angehört, mit dem man eine Sache anſtaunt, die man nicht verſteht, und die Dauer derſelben durch den Oftblick nach dem unerbittlichen Zeiger abkürzen möchte.

Apoſtrophe, als ein Neuling ſeinen erſten dramatiſchen Ausflug als Othello gemacht hatte.

. . . . Und Jedermann war geſpannt, ihn zu hören, den Vielverſprechenden, der unſerer Oper den alten Glanz wiedergeben ſollte. Herr*** alſo begann ſeinen Dies criticus, und machte auch gleich ſo ziemlich Alles durch, was einem gefeierten Mimen nur innerhalb zehn Viertelſtunden auf der Bühne paſſiren kann. Er wurde zweimal gerufen, bei jeder Nummer raſend applaudirt — und mußte einige Kraftſtellen ſogar wiederholen. Selbſt einige Opponenten (hier nie ohne dieß) wurden gehörig überklatſcht. — Aber der aufgeputzte Mann in der orientaliſchen Jacke dauerte mich herzlich. Sein ganzes Künſtlerleben liegt klar vor meinen Augen, — und obgleich ich kein Seher bin, ſo leiht mir doch Erfahrung ihre Millionen Augen, und — Ohren habe ich dazu. Die Leute ſchlagen die Hände in einander bis ſie aufſchwellen; das nennen ſie Beifallsbezeigungen; — ich ſchlage die Hände über den Kopf zuſammen. Der Vorhang fällt; ein wüthender Schrei füllt die Hallen, und wäre in dem Augenblick ein Fremder ins Parterre getreten, er hätte glauben müſſen, wenigſtens ſeyen Mozart und Beethoven aus ihren Gräbern auferſtanden. Daß

der Neuling nicht auf Händen nach Hauſe getragen wurde, iſt Alles. Aber das thut Nichts: „Einſam iſt er nicht alleine.“ Tauſend Empfindungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit begleiten ihn, und ſchwindelnd von dem unendlichen Ruhm wälzt er ſchon in ſeiner Phantaſie Berge auf Berge, den Olympus zu erſtürmen. Ich ſehe ihn beflügelten Schrittes aus dem Theater eilen; ich folge ihm nach, — es darf keine Secunde verſäumt werden — erreiche mit ihm ſein verſchwiegenes Gemach, ſetze mich zu ihm aufs Sopha, ergreife ſeine beiden Hände, blicke ihm treuherzig ins Auge und ſpreche: "Sie kennen mich nicht, — aber ich meine es redlich mit Ihnen und bin Ihnen nachgeeilt, um Ihnen den Abgrund zu zeigen, den Sie glauben tändelnd überſchreiten zu können. — Aber an dieſem Rande ſtanden Viele ſo wie *Sie* heute, und taumelten hinein. Es iſt wahr, Sie haben eine tüchtige Tenorſtimme, Sie ſingen mit Bruſt das große und das eingeſtrichene A; Sie beſitzen Kraft, Biegſamkeit, ja ſogar Anlagen zur Bravour; Sie haben einen kräftigen Körperbau, der auf Ausdauer ſchließen läßt. Ob Sie jung und ſchön ſind, weiß ich nicht, da man ſie angeſchwärzt hat. Alles dieß haben Sie voraus von der guten Mutter Natur, die blindlings ihre Gaben ſpendet. Die ſoliden Materialien liegen bereit, aber dieſe bilden noch keinen Bau. Doch *Singen*, mein Beſter, was man *Singen* heißt, können Sie noch nicht, auch nicht gehen und ſtehen. Denken Sie ſich einen formloſen Marmorblock, in antike Gewänder gehüllt, die goldene Leier daran gefeſſelt, und den Lorbeer oben drauf — wie gefiele Ihnen das Bild? — Man hat Sie da hinausgeſtellt auf das öffentliche Forum, aber nicht in der Abſicht für Ihr Beſtes, — ſondern

um die letzten Zuckungen einer fieberkranken Oper noch ein Weilchen aufzuhalten. Man hat Sie mit Jubel gekrönt, mit Beifall überſchüttet. Aber das war ſchon prädeſtinirt, ehe Sie auftraten; das galt nicht Ihrem Verdienſte, denn Sie haben noch keines. Sie fangen gerade da an, wo unſere Veteranen aufhören. Eine Steigerung für Sie liegt nothwendigerweiſe nur in dem Krebsgange. Sie werden da aufhören müſſen, wo Jene anfingen. Die theatraliſche Geſchichte wimmelt von Belegen dieſer Art. Das neueſte warnendſte Beiſpiel gab erſt jüngſt einer Ihrer Collegen. Man wäſcht eher einen Mohren weiß, als ein Publikum. Es liegt in Aller Intereſſen, Sie jetzt zu heben; aber man wird wenig darnach fragen, wenn Sie gefallen ſind. Auf dieſer forcirten Höhe ſich zu erhalten, iſt nun Ihr Werk. Deßhalb bin ich Ihnen nachgeeilt. Laſſen Sie ſich nicht verblenden! Wollen Sie größer werden wie Ihr Name, ſo bilden Sie ſich ein, noch gar Nichts zu ſeyn. „Nicht unbedingt ſpendet die Natur dem Sterblichen ihre Schätze.“ Hier iſt das einfache Recept: Peter Winter's Geſangſchule, oder die des Pariſer Conſervatoire's; Noten treffen lernen, damit die Nürnberger Trichter nicht allzutheuer werden; Bildung des Gehörs und der Memorie; gute Lectüre zur Läuterung der Begriffe; z. B. Seidel's Charinomos, Müller's Wiſſenſchaft der Tonkunſt, Fetis' und Staffort's Geſchichte; Wendt's Zuſtand der Muſik, Engel's Mimik, Schmidt's Aphorismen, Thürnagel's neueſtes Buch über Schauſpielkunſt 2c., mit einem Worte einen tüchtigen Führer angeſchafft, der von unten hinauf, aber nicht von oben herab docirt; Beſcheidenheit und Conſequenz, das ſind die Freikugeln,

die überall treffen, ohne daß eine äffte. Probatum est, und nun den Kugelſegen:

> Schütze, der im Dunkeln wacht,
> Studium und Fleiß, habt Acht!
> Segn' es ſieben neun und drei,
> Daß der Künſtler tüchtig ſey!

Aber nun, mein Beſter, ſcheide ich von Ihnen, in der Hoffnung, daß Sie vernünftig genug ſeyn werden, mir nicht zu fluchen. Ich habe Ihnen das Köſtlichſte gegeben, was ein Menſch dem andern geben kann: — Wahrheit. Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, wohl aber Sie vor Weh bewahren; und die beſten Pillen ſind ja bitter. Legen Sie dieſen Artikel an Ihr Herz; tragen Sie ihn unter dem Panzer, unter dem Frack und unter der Tunica. Er ſey Ihnen ein Veſicator gegen das Schlingkraut der Schmeichelei. Möge nie die Zeit kommen, wo die Rachegötter Sie erfaſſen — gleich Tauſenden, die guten Rath nicht beachten — und Sie dann auf dieſe Warnung mit fruchtloſen Folterthränen blicken müßten!

Digitized by Google

Clara Wieck in Prag.

Capriccio von Uffo Horn.

Ich liebe die Jugend, und wäre es auch nur aus Egoismus — aber ich liebe ſie wahrhaft und innig — nicht ſo wie meine Ehre, aber weit mehr als den Fetzen von Poetomanie, den meine guten Freunde, und ſelbſt Herr Rebenſtein in Berlin, ſo gütig ſind — Talent zu nennen: Wer jung iſt, kann und darf ſo viel er kann aus den blonden Locken die Zauberſchlinge des Achmet drehn, wie im Märchen der „tauſend und einen Nacht;" er kann Herzen und Thüren damit aufſperren, er kann ſie Mädchen und Frauen um den Hals werfen, wie der Guacho ſein Laſſo — er kann ſchlechte Gedichte und Theaterſtücke ſchreiben, ein ſchlechter Schauſpieler, oder ein ſchlechter Klavierſpieler ſeyn, — und doch für ein Meerwunder, für ein unentwickeltes Genie, und für ein ganzes Kornfeld voll goldener Erntehoffnungen gelten. — Die Jugend iſt ein Schatz, — und ehe ich mir graue Haare wachſen laſſe, — trag' ich lieber eine Perücke. Iſt man alt, ſchließt man keine Herzen mehr auf, außer die Haare ſind ganz ſilbern geworden. Die Liebe, die man früher umſonſt bekam, koſtet manches Geld, — die Poeſie iſt wie die Drude Andiols. Die

Stimme geht aus, — die Hände werden ſteif, — iſt man Virtuos geweſen, ſo thut man am beſten, ſtatt der Noten fortan nur harte Thaler zu zählen.

Die Jugend iſt die Göttin unſerer Zeit, ſie iſt das Sternbild in dem neuen, edlen Zodiakus unſerer Himmelszeichen, in dem die Sonne ſteht, die ſtrahlende Sonne des Ruhmes, bis ſie in den Wendekreis des Alters tritt; freuen wir uns, daß wir jung ſind, — denn, wenn wir auch an keine Ideale mehr glauben, wenn auch die Gefühle ſchon verknöchert ſind zu Konſequenzen, unſer rothwangiges Geſicht iſt das Siegel des Freibriefes zur Heuchelei, zu erlogener Sentimentalität, zu falſchen Schwüren und erzwungenen Thränen. So könnte ich jetzt in einen Jubel losbrechen, der Erſte losbrechen, eh' ein ganzes Publikum einſtimmen kann, ich könnte Enthuſiaſt und Prophet ſein, weil Clara Wieck jung iſt, und ich es auch bin, und mir noch Niemand einen außerbürgerlichen Enthuſiasmus verübelt.

Moritz neben mir ſang ſeine Compoſition aus dem Fragendonnerer — er ließ ſich viel lieber anſchauen als ausfragen, beim erſten kann man wieder anſchauen — beim zweiten muß man Antwort geben.

Es war ein elegantes Concert, — die enge Gaſſe vor dem Hauſe war mit Wagen vollgeſtopft, und um die Sitze der Damen ſtanden im weiten Halbkreiſe die Männer gedrängt, und Alles fing an ſich zu freuen.

Ich habe Paganini gehört und Lipinski; — das gelbe, zerriſſene Geſicht Cavaliere Nicolo's konnte ich eben ſo wenig los werden, als die Töne ſeiner Geige, — ich behaupte ſtets, Nicolo ſei Nikolaus Lenau geſeſſen, als er die Scene in der Schenke ſchrieb in ſeinem Fauſt, und noch oft ſchreckt es mich auf wie der

Klang der Höllenfiedel, — das iſt eben ſo gut ein Meilenſtein meiner Erinnerung, wie der Kuß, den mir Lipinski gab, als ich ihm nach dem Dombrowskimazur um den Hals fiel. — Ich habe Thalberg gehört, und mich ſehr geärgert, daß ich's nicht auch ſo weit gebracht habe, wie er, — aber mein Troſt bei Allen war, — du biſt noch jung, du kannſt noch immer ein Virtuos werden, — jetzt hab' ich die Hoffnung aufgegeben, ich bin beſiegt durch eine Jungfrau, und das habe ich mit Talbot, Attila, Byron, M. G. Saphir gemein.

Sie hatte eine Fuge von Bach geſpielt, und eine Mazurka von Chopin. Ich habe die erſtere von Cramer gehört, aber das Herz iſt mir nicht ſo aufgegangen dabei, wie bei dem Spiele der jungen Künſtlerin, die mich deßhalb ſo entzückte, weil ihr Spiel reiner, ungemiſchter war. — Cramer's Ruhm ſaß nicht mit am Piano, ich hörte die Fuge und die Mazurka — die edelſten, höchſten Ausdrücke zweier Gefühle, ohne Beiſatz einer andern perſönlichen Anſchauung und Empfindung, als der des Genies und der Begeiſterung. Sie hat noch viel geſpielt an dem Abende — das Publikum hat gelärmt und gejubelt — und ich mit, und noch ärger, weil ich den Enthuſiasmus in Wien gelernt habe, als die Elßler tanzte und die Tachinardi ſang — ein Operntheater iſt der beſte Boden für ihn. Aber ich trage ihn noch mit herum den Enthuſiasmus für das Mädchen am Piano — und habe ich ſchon Verſe an eine paſſirte Sängein gemacht, eben weil ich ſie noch paſſirte — ſo will ich den Heine wieder zu Gevatter bitten, wo es was Beſſres gilt.

Sie ſaß am Piano und wiſchte
Die Taſten blank und rein —
Daß ſie ein klarer Spiegel
Der weißen Hände ſein —

Sie hat ſo ſanfte Augen
Und hebt die Blicke nicht.
Was ſoll ſie blicken und lächeln
Da ſie mit den Händen ſpricht?

Was ſollen ihr Blicke und Worte
Wäre Aug' und Mund von Stein —
Sie göſſe Leben und Seele
Uns mit den Händen ein!

Anekdote.

Als Lord Kelly an einem Abend mit dem unvergleichlichen Violdigambiſten Herrn Abel außerhalb London ſpazieren ging, und vor einer Taverne vorbeikam wo Muſik war, und juſt ein Concert von Abel geſpiet ward, ſo wollte der Lord gerne wiſſen, wer dieſer hez-hafte Tavernen-Virtuos wäre. „Wer wird es denn anders ſeyn, verſetzte Abel, als der unſelige Cain?"

Joſeph Guſikow in Frankfurt am Main.

Gleich dem erſten Helden unſerer lebenden Inſtrumentaliſten iſt jetzt Joſeph Guſikow auf ſeinen Holz- und Strohinſtrumenten gefeiert. Holz und Stroh! — Gibt es ein beſſeres Requiſit, um eine Welt in Flammen zu ſetzen, als dieſes? Zerbrecht eure Geigen, ihr Paganini und Meſoni! Zerreißt eure Saiten ihr Thalberg und Chopin! Hört auf zu ſchlagen, all' ihr italiſchen und deutſchen Nachtigallen! Der Schall iſt gleich dem Klang geworden, und das Tonloſe tritt mit euch in die Schranken. Guſikow rollt ſein Inſtrument zuſammen, der Sturm des Enthuſiasmus weht hinein, und der Scheiterhaufen iſt fertig, der euern langen glänzenden Ruhm zu Aſche brennt. Aber ich will Guſikow damit nicht anklagen. Muß er doch rieſenmäßig wachſen in der Meinung der Adepten, je tiefer ſein unclaſſiſches Inſtrument in derſelben ſinkt. Guſikow prahlt nicht mit Rang und Titel. Er nennt ſich „Virtuos auf dem Holz- und Strohinſtrumente," und er hält mehr als er verſpricht. Ich unterſcheide den Virtuoſen von dem Künſtler, und Guſikow darf kühn in die Reihen der letztern treten. Ich kenne dieſes Mannes Biographie nicht, aber ich ſehe ihn, von einem unbeſiegbaren Hange getrieben, umher-

irren, die Ahnungen ſeines Innern zu verſinnlichen. Er kannte noch nicht die wunderbare Wirkung unſerer Inſtrumente, und dennoch war Alles Muſik, was ihn umgab. Die Stimme der Thiere, der Geſang der Vögel, das Murmeln der Bäche, das Säuſeln der Lüfte in den Bäumen und im Schilfrohre des Meeres, Alles erfüllte ihn mit Sehnſucht, auch Töne zu ſchaffen. So entſtand dem Mittelloſen nach und nach dieß einfache Mittel, ſeine innere Sprache zu verkünden. Allein der Autodidakt blieb nicht unbemerkt. Er trat in die Welt, ſah, hörte, verbeſſerte ſeine Holzſtäbchen, bildete ſich ſeine Tonfolge nach unſerer Scala, und entwickelte die Aeußerung eines anfangs dunkeln Gefühls zur bewußtvollen Fertigkeit unſerer Kunſtſprache. Aber Gewohnheit, Dankbarkeit und der jedem Menſchen angeborne Trieb nach dem Seltſamen machten ihm ſein Inſtrument unentbehrlich; — er trennt ſich nicht mehr von ihm, und ſo verkündet nun Guſikow ſeine innenwohnende Kraft fortwährend auf den rohen Stoffen, die ihm früher ſeiner muſikaliſchen Entwickelung erſter Zuſtand geſchaffen.

Und weßhalb ſollte man Guſikow den Namen Künſtler verſagen? — Weil er nicht nach Noten muſicirt, oder die Muſik ſeiner Seele nicht nach contrapunktiſchen Argumenten ſchnitzt? — — Ich will hier einhalten, um mich nicht ſehr tief in die traurige Kunſtgeſchichte unſerer Zeit zu verlieren. Nur frage ich noch: Wer ſteht höher, der, welcher aus volltönenden Stoffen, und im Beſitz aller der überreichen Mittel des herrſchenden Kulturſchrittes ewig nur Holz und Stroh reproducirt, oder der, welcher auf Holz und Stroh die ganze Poeſie eines wahrhaften Ingeniums zu verkünden vermag? — Und das Letztere thut wahrlich Guſikow. Abgeſehen von der

unbegreiflichen Fertigkeit, womit er, vermittelſt zweier einzelner Schlägel auf ein paar Dutzend hölzerner Stäbe und Stäbchen, die auf Strohbändern ruhen, Schwierigkeiten übertändelt, die man oft nicht von zehn geſunden Fingern vollkommener beſiegen hört; — abgeſehen alſo von einer möglichſt ausgebildeten Technik in jedem Genre des Paſſagen- und Trillerweſens, macht er uns durch ſo kühnen als geſchmack- und geiſtvollen Vortrag die Subalternität ſeines Inſtrumentes völlig vergeſſen, und mich ſollte gar nicht wundern, wenn bald durch ihn ein zweiter Schüler entſtünde, der ſtatt einer „Laura am Clavier" einen „Guſikow am Holz- und Strohinſtrument" beſingen würde. Dazu ſein etwas phantaſtiſches Aeußere, die Electricität ſeines ganzen Weſens, während er ſpielt — aber man muß das hören und ſehen zugleich. — Iſt Etwas zu beklagen, ſo dürfte es die Richtung ſeyn, die Guſikow's Virtuoſität in der Wahl von Quodlibets aus Norma, Zampa, Robert und Strauß'ſcher Tänze genommen. So eine außergewöhnliche Erſcheinung ſollte in Allem außergewöhnlich ſeyn.

Seinen Variationen von Mayſeder und dem Glöckchenconcert ſind übrigens ein verſtändiges und ſatzgemäßes Arrangement nicht abzuſprechen. Daß ſich der Künſtler eines ausgezeichneten Auditoriums und Beifalls zu erfreuen hatte, ließ ſein Ruf erwarten.

Was endlich die Erfindung dieſes Inſtruments betrifft, die ſich der Virtuos zuſchreibt, ſo weiß er wohl nicht, daß ſchon Wenzel Müller in ſeiner Oper: „Die Schweſtern von Prag" ein ganz ähnliches auf die Bühne brachte, unter dem Namen „Gelächter" bekannt; und manchem Frankfurter wird es noch erinnerlich ſeyn, wie unſere beiden Buffons, Lux und Haſſel, beſonders der

Letztere, durch ganz wacker durchgeführte Variationen in dieſer Oper auf dieſem Inſtrumente manches Da capo erregten.

Aber eben ſo wenig wie Guſikow kann W. Müller der Erfinder dieſes „Gelächters" geweſen ſeyn, da ſich ſchon die Chineſen lange vor Chriſti Geburt eines ähnlichen Inſtruments bedient haben. Nach Burney's Angabe war es eine Art von Sticcado aus Holzſtäbchen von verſchiedener Länge beſtehend, und von metallreichem Klange. Die Stäbe ſeyen quer über eine hohe Vaſe in der Form eines Schiffsbauches angebracht geweſen, und Burney will dieſes Inſtrument, das keine halben Töne hatte, bei dem Abbé Arnauld in Paris als deſſen Eigenthum geſehen haben. Daß unſer Concertgeber eine ähnliche Entdeckung gemacht, dieſelbe vermehrt und nach dem diatoniſchen Klanggeſchlecht neu conſtruirt habe, will und kann ich nicht beſtreiten.

Anekdote.

Eine Sängerin, welche die gewöhnlich geforderten Schnörkeleien durch einfach-ſeelenvollen Geſang mehr als erſetzte, trat einſt auf einem auswärtigen Theater als Julia in der Veſtalin auf. Iſt denn dieß eine Kunſt? ſagte die dortige Prima Donna zum Kapellmeiſter. Bewahre Gott! erwiederte dieſer mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln; es iſt liebe, reine Natur!

Muſikaliſches Turnier zwiſchen Strauß und Muſard.

Mehr als dreitauſend Menſchen drängten einander am 9. d. M. im Saale Vivienne, um über einen Kampf der National-Eitelkeit zu entſcheiden, um beizuwohnen dem Zweikampfe des Walzers und der Quadrille, um ſich auszuſprechen über Wien und Paris.

Der Walzer-Rieſe, Strauß, war da, mit ſeinen ſechs und zwanzig virtuoſen Kämpen, der Quadrillen-Held Muſard mit ſeinen ſechzig kunſtbegabten Streitern, und das Publikum mit ſeiner außerordentlichen Neugierde, ſeiner lebhaften Ungeduld, ſeinen Vorurtheilen und Antipathieen.

Deutſchland und Frankreich hatten daſelbſt ihre Repräſentanten, der dreiviertel Takt hatte ſeine Anhänger, der zweiviertel und ſechsachtel Takt hatte auch die ſeinigen.

Man betrachtete ſich beiderſeits, man maß ſich mit den Augen, man fixirte ſich, und gleiche Spannung malte ſich in den Zügen der ſich entgegenſtehenden Parteien.

Auf das verabredete Zeichen ſtürzte Strauß mit ſeinem Orcheſter in die Schranken, und ehrfurchtsvolle Stille herrſchte im ganzen Saale.

Kreutzers herrliche Ouverture zum „Nachtlager von

Granada“ wurde von der kleinen öſterreichiſchen Diviſion attaquirt, Breſche geſchlagen, und durch Bogenſtriche mit unglaublicher Unerſchrockenheit erobert.

Nach dieſer vorbereitenden Heldenthat ließ Strauß ſeine leichte Infanterie vorrücken, dieſe auserwählten Kerntruppen, unter dem Namen: Walzer, welche von ganz Europa bewundert werden.

Sprechen wir ohne Metaphern. Die entzückenden Walzer des öſterreichiſchen Maeſtro, mit ſtaunenerregender Präciſion und Lebhaftigkeit von ſechs und zwanzig Muſikern ausgeführt, riſſen Alles zum Enthuſiasmus hin. Strauß's Compoſitionen haben nichts von jener geſchraubten Harmonie, von jener gelehrten Complication, welche das transrhenaniſche Genie characteriſiren (?); dieſe Compoſitionen athmen ganz franzöſiſchen Geiſt: eine graziöſe, leichte Melodie, eine vife, bebende Inſtrumentirung; kurz, das Siegel des Pariſer Geſchmackes iſt auf dieſe lieblichen, dreivierteltaktigen Symphonieen gedrückt.

Wenn Deutſchland von ſeinen Künſtlern enthuſiasmirt war, wenn es ununterbrochen laut Beifall klatſchte, ſo war Frankreich nicht minder entzückt von dem deutſchen Virtuoſen, und die erſte Abtheilung wurde mit einſtimmigem Bravorufen beendigt.

Darauf kam Muſard, der populäre Compoſiteur, Muſard, die infarnirte Quadrille, der Fußbeweger der tanzenden Welt, in Paris.

Auch ſein Orcheſter that Wunder. Arien von Weber, und ein Solo von Rémy, wechſelten mit den ſchönen Quadrillen des franzöſiſchen Muſikers ab.

Es hieß, ſich ſelbſt übertreffen, um mit Ehren gegen ſeinen Rivalen zu kämpfen. Muſard hat ſich ſelbſt

übertroffen. Fremde und Landleute ſchenkten ihm ihren Beifall, und Deutſchland applaudirte wieder mit Frankreich, wie zuvor dieſes mit jenem.

Das Reſultat dieſes Concertes war alſo ein Doppel-Triumph. Anſtatt eines Siegers, wurde zweien die Krone zuerkannt, und Strauß und Muſard theilten ſich in die Bewunderung der Pariſer. Strauß kann ſich den Ehrennamen: Muſard des Walzers, und Muſard: Strauß der Contredanſe beilegen.

Anekdote.

Der Herr Abt Vogler kam nach Hamburg, und da er hörte, daß bei einer gewiſſen vornehmen Dame daſelbſt Concert ſeyn würde, ſo eilte er dahin, und begab ſich in den Muſikſaal. „Werden Sie, gnädige Frau,“ redete er dieſelbe an, „dem Abt Vogler die Freiheit vergeben, mit welcher er unangemeldet und vielleicht unbekannt ſich gehorſamſt die Erlaubniß ausbittet, Dero Concerte beizuwohnen?“ — O! mit vielem Vergnügen, antwortete die Dame. Wo ſich ein Vogler präſentirt, ſtehen alle Thüren offen.

Euryanthe.

(Aus Frankfurt.)

Abgeſehen von dem abſurden Gedichte der Wilhelmine von Chézy, iſt dieſe Muſik der Ausfluß eines echt poetiſchen Talents. Sie iſt durchdacht, durchfühlt; jede Note wiegt eine Leidenſchaft, die ſich leider mit Polypenarmen an die Lebenskraft des genialen Schöpfers anklammerte. Lyſiart's, Eglantinens fieberglühendes Verlangen, Euryanthens kindliche Verklärung, Adolar's Ritterlichkeit, des Königs Würde ſind gleich treffend gezeichnet. Die Chorſtröme zeugen von der erhabenſten Phantaſie. Ich ſehe in ſelbſtverzehrender Steigerung glühender Inſpiration des Componiſten Feder auf dem Linienmeere hinfliegen, ich ſehe ihn in dem berauſchenden Gefühle des Geſchaffenen zurückſinken; — der Tod verlöre in ſolchen Augenblicken ſeine Schrecken, denn er hat *gelebt*. Das ſind die göttlichen Vorrechte des ſchaffenden Geiſtes, die aufzuwiegen Fürſten zu arm ſind. Dieß Werk iſt in ſeinem coloſſalen Genre ein rundes vollkommenes Ganze. Die Aufführung dieſer Oper gehört, namentlich in Beziehung auf Chor und Orcheſter, zu dem ehrenwertheſten unſerer Bühne.

Bach, Johann Sebaſtian.

Johann Sebaſtian Bach, dieſem unſterblichen, ſeiner tiefſten Eigenthümlichkeit nach echt deutſchen Tonkünſtler, dem größten Contrapunktiſten nnd Orgelſpieler der Welt, deſſen Werke ſelbſt ein Mozart, Beethoven und alle großen Componiſten als eine unerſchöpfliche Fundgrube wahrer Ausbeute für die Kunſt betrachteten, ſind wir eine genauere Charakteriſtik ſchuldig. Sein Leben war einfach. In vieler Hinſicht iſt es intereſſant, ihn mit Händel zu vergleichen. Händel und Bach wurden geboren nach langem Schlummer künſtleriſcher und auch tonkünſtleriſcher Originalität, faſt in einem Monat; Beide ſtarben im hohen Mannsalter, thätig bis an ihr Lebensende. Beide wuchſen in niederm Stande und kümmerlichen Verhältniſſen auf; Beide waren ſtark und eiſenfeſt von Körper. An Beiden zeigte ſich das große Talent ſchon in den Kinderjahren; Beide ſind ſchon als Knaben tief eingeweiht in Theorie und Praxis. Beide erhielten Unterricht von ausgezeichneten Organiſten, um gleichfalls ausgezeichnete Organiſten zu werden. Beide gelangen ſpäter zu einem höhern Beruf, werden weit und breit berühmt und von den größten Fürſten ihrer Zeit ausgezeichnet. Beide widmen ihre Fähigkeit vor Allem dem Erhabenen, Großen, Reichen, und am

liebſten für religiöſe Zwecke. Beide ſind ſtrengrechtliche Männer, voll Glauben an die Religion. Beide erblinden in ihrem Alter, ohne deßhalb ihrer Kunſt untreu zu werden; Beide ſterben ruhig, geachtet und geehrt, aber erſt von der Nachwelt mehr verſtanden. Wie viele Aehnlichkeiten! und dabei doch Beide ſo ganz verſchieden als Menſchen und als Künſtler; Händel gefiel ſich im Gewühl des Lebens, unter Maſſen des Volks und im Umgang mit den Großen, machte die vielfältigſten Erfahrungen, und blieb bei allem Schickſal ſeinem Charakter treu bis zum Tode; ſein Leben hat etwas Heroiſches. Bach fühlte ſich befriedigt, mit ſiebenzig Thalern als Organiſt in Arnſtadt angeſtellt zu ſeyn, ließ ſein weiteres Glück ungeſucht kommen, lebte in ſtiller Zurückgezogenheit ſeinem Amte und ſeiner Kunſt, und erzeugte eine ganze Kolonie von Kindern, ſtarb arm, und ruht auf dem Leipziger Gottesacker, Niemand weiß wo. Sein Leben hat etwas Patriarchaliſches. Uebrigens haben Beide einander nie geſehen, und eben ſo wenig bemerklich auf einander eingewirkt. Wer ausführlich über Bachs Leben belehrt ſeyn will, den verweiſen wir auf die Biographie Seb. Bachs von Forkel, indem wir hier nur die wichtichſten Data anmerken. Sebaſtian Bach iſt den 21. März 1685 zu Eiſenach geboren. Er legte den Grund zu dem Klavierſpielen zu Ohrdruff bei ſeinem ältern Bruder Johann Chriſtoph. Nach deſſen Tode lernte er in Lüneburg; bildete ſich bei dem Organiſten Reinecke in Hamburg und bei dem Organiſten Buxtehude in Lübeck weiter aus. 1703 erhielt er einen Ruf als Concertmeiſter nach Weimar; 1704 ging er nach Arnſtadt, wo er ſich eigentlich zu dem großen Organiſten und Compoſiteur unge-

ſtört ausbildete; 1707 ward er Organiſt zu Mühlhauſen, 1708 Hoforganiſt in Weimar, 1714 Concertmeiſter daſelbſt, 1717 Kapellmeiſter zu Köthen, 1723 Cantor und Muſikdirector an der Thomasſchule zu Leipzig, und 1736 Königl. Churf. Sächſ. Hofcomponiſt. Einmal wurde er zu einem Wettſtreit mit dem franzöſiſchen Virtuoſen Marchaud nach Dresden eingeladen; doch machte ſich dieſer vor Bachs Ankunft aus dem Staube. Die Bach'ſche Familie ſtammte aus Preßburg in Ungarn; Joh. Ambroſius Bach, Sebaſtians Vater, auch ein wackerer Muſiker, verließ Ungarn wegen der Religion und ging nach Thüringen. Mehr als 50 Tonkünſtler ſind aus dieſer Familie hervorgegangen. Sebaſtian ſtarb am 28. Juni 1750, in Leipzig. Bach verbindet in ſeinen Werken die größte Einheit mit möglichſter Manchfaltigkeit, indem er jedoch lieber der letztern als der erſtern etwas aufopfert. Zu jedem Stücke wählt er einen Hauptgedanken, dem er dann eine oder mehrere Nebenideen zugeſellt, die ſich aber ſo natürlich anſchmiegen, daß jener erſt mit dieſen verbunden ganz hervorzutreten ſcheint. Dieſe Ideen trennt, verbindet, dreht und wendet er auf alle nur erſinnliche Weiſe, ſo daß kaum der vertrauteſte Kenner ſeinen wunderſamen Strukturen bis in ihre Tiefen folgen kann. Sehr ſelten iſt er gefällig; das Gefühl faßt er von Seiten des Großen und Erhabenen, und hält es kräftig auf dem Höhenpunkte feſt. Am meiſten beſchäftigt er den Verſtand, doch auf eine lebendige, durchdringende Weiſe; wer bei einem Kunſtgenuſſe nicht denken mag, für den ſind ſeine Werke nicht. Bei dem Geſange behandelt er jede Stimme frei und melodiös, wobei jedoch alle nur ein engverſchlungenes Ganze bilden. Man muß daher

alle Theile und zugleich das Ganze immer mithören, wenn man ihn verſtehen will; ſonſt hört und ſieht man Vieles, kann aber das Ganze nicht *überhören* und *überſehen*. Um ſich in ſeine Art einzuweihen, ſtudiere man etwa erſt ſeine *Choräle*, und achte auf den Gang der Stimmen in Bezug auf die Hauptmelodie. Von dieſen gehe man zu dem „*wohltemperirten Klavier*" über und ſpiele die einzelnen Stücke ſo oft als möglich; auf dieſe Art wird der ſich Uebende mehr und mehr in *Sebaſtians* abſtruſe Weiſe eindringen und ſein Genius wird ihm immer klarer aufgehen. Was ihm erſt fremdartig klang, wird ihm bald wunderbar vertraut entgegentreten; er wird ſeinem geheimnißvollen Führer durch die ſonderbaren labyrinthiſchen Gänge mit Genuß folgen und ihn auf jedem Schritte lieber gewinnen. Nach ſolchen Vorübungen wird man erſt fähig, *Bachs* Geſang- und Orcheſterſtücke zu faſſen. Dann werden *Bach*'ſche Motetten, wie: „Wie ſich ein Vater u. ſ. w." „Sey Lob und Preis," eine eigne ſtärkende und erhebende Kraft auf das Gemüth üben. Eins ſeiner bedeutendſten Werke iſt ſeine: „*Große Paſſionsmuſik nach dem Evangeliſten Johannes*," voll Wahrheit und treuen, innigen Ausdrucks. Viele ſeiner zahlreichen Compoſitionen ſind noch ungedruckt. (Ueber 100 Concerte, Sonaten, Präludieen, Trios, auch für Flöte und Cello; Giguen, Allemanden, Couranten, Fugen, Sarabanden, auch Sonaten für drei Hände. Ueber 100 Cantaten für die Kirche. Auch iſt er als Erfinder der *Fingerſetzung* zu beachten.) Die Werke *Bachs* tragen durch den genauen Fleiß, durch den ſinnvollen Ernſt, durch das Vorwalten des Gedankens und die tiefe, gründliche Kunſt, wie wir ſchon ſagten, ein echt

deutſches Gepräge; ſie erinnern an jene gothiſchen Dome, an denen die koloſſale Idee des Meiſters bis ins Kleinſte mit treuer Sorgſamkeit ausgeführt iſt, wo die Bogen, Verzierungen, Bilder und zahlloſen Figuren alle in einem wunderbaren Einklang zu einander ſtehen; deren Anblick den Betrachter anfangs verwirrt, aber bei längerem Beſchauen immer mehr mit der Ahnung einer erhabenen Harmonie erfüllt.

Anekdoten.

Einige Studenten, die über Land gingen und allerhand närriſches Zeug ſangen, nahmen es einem ihnen entgegenkommenden Eſel ſehr übel, daß er ſie mit einem gewaltigen Gigä in ihrer Luſt ſtörte, und ſetzten den Bauer darüber zu Rede. „Meine Herrn,“ antwortete derſelbe, „nehmen Sie den Spaß von meinem Eſel nicht übel! Er hat geglaubt, daß Sie mit ihrem Singen das Handwerk grüßten, und hat Ihr Kompliment mit brüderlicher Höflichkeit erwiedern wollen.“

Ich gebe es Ihnen zu, ſagte beim Herausgehen aus einer Oper zu Berlin ein junges Fräulein zu einer andern Dame, daß unſer göttlicher Concialini der erſte Sänger der Welt iſt. Aber bei allem dieſen will doch meine Mama behaupten, daß ihm etwas fehlet; und ich traue dem Urtheil meiner Mama.

Ueber muſikaliſches Urtheil.

(In Beziehung auf Bellini's Norma.)

Kundige nur gewinnt man ſogleich durch Worte der Wahrheit.
Weil die Kundigen ſtets auch die Gelehrigen ſind.

Voß.

Ehe die Töne dieſer Muſik an unſer Ohr gedrungen, iſt ihnen ſchon ein ſchmetternder Ruf vorangegangen; ein Ruf deſto zweideutiger, je weiter der Tarantelſtich italieniſcher Manier auch den ernſten Sinn des Deutſchen vergiftet hat. Berufe ſich, wer da will, auf den höchſten Richterſpruch der Generation, den nur die Zeit, die Schlichterin alles Reellen, zur Gottesſtimme erheben mag. Allgemeiner Beifall ſcheint mir immer ein Beweis der Mittelmäßigkeit, da das große Publikum, in dem Zuſtande ſeiner Bildung noch Kind, bloß nach ſinnlichen Eindrücken empfindet und urtheilt. Anderer Eindrücke, wobei ſein Geiſt erſt vergleichen, und aus der Bemerkung eines Verhältniſſes oder Ebenmaaßes Vergnügen ſchöpfen muß, kann es nicht fähig ſeyn. Wie oft ſteht ſelbſt der Muſiker von Fach dieſem Kindesalter näher als dem Mannesalter artiſtiſcher Bildung, weil noch ſinnliche Eindrücke allein ſein Urtheil beſtimmen.

Die Kenntniß der Kunſtgeſetze und deren zweckmäßige Anwendung lehrt uns die muſikaliſche Kritik. Sie iſt

die Anwendung des Geſchmacks und der Grundſätze der geſunden Vernunft auf die Kunſt. Sie unterſcheidet das Schöne von dem Fehlerhaften, ſucht aus einzelnen Fällen allgemeine Grundſätze auf, und ſammelt daraus alle diejenigen Vorſchriften, durch deren Befolgung wir in den Stand geſetzt werden, unſerm Kunſtwerke jede Art von Schönheit zu geben, die wir zur Erreichung unſerer Abſicht für nöthig achten.

Aber nur ſehr Wenige vermögen ſich, wenn von Beurtheilung des Eindrucks muſikaliſcher Kunſtwerke die Rede iſt, zu einer Abſicht des Ganzen zu erheben. Einzelnes nur iſt es, was daran, oft unverſtändlich genug, gelobt oder getadelt wird. Dieſe oder jene frappante Modulation, — ſollte ſie auch aus der Luft gegriffen ſeyn, — dieſe oder jene einſchmeichelnde Melodie iſt es, die ihre Wirkung äußert. Heißt dieß aber wohl etwas Anderes, als an Roms Peterskirche ſich über einen zierlichen Säulenknauf entzücken? — So kann, wenn gleich ein Publikum den lauteſten Beifall gibt, die wahre Kritik ihn doch mit Grund verſagen, und vielleicht früh oder ſpät ſelbſt durch die Uebereinſtimmung des Publikums, ſobald es nämlich von ſeinem Vorurtheile zurückgekommen iſt, oder das vorher ſo gütig aufgenommene Werk ſeine Neuheit verloren hat, ihr anfänglich ſo ſtreng ſcheinendes, den allgemeinen Empfindungen ſo widerſprechendes Urtheil, vollkommen gebilligt und beſtätigt ſehen. Wahn und Meinung werden von der Zeit vertilgt, aber den Anſprüchen der Natur drückt ſie ihr Siegel auf.

Wir wollen eingeſtehen, daß die Oper „Norma" die vorzüglichſte der Bellini'ſchen Opern ſey, ſind aber weit entfernt, ihr nach dem großen Urtheil die Meiſter-

ſchaft einzuräumen. Ein muſikaliſches Meiſterwerk ſoll eine vollkommene Muſik ſeyn. Eine vollkommene Muſik iſt aber wohl die, worin das größte Gewirr von einzelnen Tönen in das einfachſte und reinſte Maaß aufgeht, „daß die Verwirrung vollkommen harmoniſch wird," wie Shakeſpeare ſagt.

Allein Verwirrung und Monotonie ſind die Pole, worin die meiſten unſerer neuern dramatiſchen Tonſchöpfungen ſich wohl fühlen, wodurch ſie zu imponiren ſuchen.

Wenn viele unſerer ruhmgekrönten Hierophanten, anſtatt die Harmonie zur Grundlage der Melodie zu machen, welche ihren Ausdruck berichtigen, vermehren und beſtimmen ſoll, durch den Mißbrauch dieſer harmoniſchen Mittel (durch überhäufte, ſchwülſtige, chaotiſche Inſtrumentationen) die Melodieen gleichſam verſchlingen, — ſo mag aus dieſem Grunde freilich ſchon Plato's Ausſpruch zu rechtfertigen ſeyn, wenn er die Inſtrumentalmuſik eine Sache ohne Bedeutung und einen Mißbrauch der Melodie nennt; oder Rouſſeau, wenn er ſie zu den barbariſchen und gothiſchen Erfindungen zählt, die der Muſik mehr ſchaden als nützen.

Leider iſt's jetzt die Muſik, die in ihren Verirrungen den Stempel dieſer harmoniſchen Verwirrung trägt, — welche Frankreich und Deutſchland vergöttern! Als Gegenſatz erſcheint die italieniſche Manier. Sie ſcheint ſich zu dem zu bekennen, was Bürette behauptet: „daß die Alten keine Harmonie gekannt, und doch eine Muſik gehabt haben." — Melodie iſt ihr Element, in welchem ſie alle Reize und Verführungen des oberflächlichen muſikaliſchen Sinnes zu erſchöpfen ſucht.

Wenn man annimmt, daß Viele den Ton, den Klang,

der doch bloß das Mittel iſt, wodurch Muſik hörbar gemacht werden ſoll, als Muſik ſelbſt nehmen, — wenn die Vibration eines bloßen Tones ſchon geeignet iſt, Herz und Ohr des Menſchen unmittelbar und gleichzeitig zu berühren, und eine Empfindung in ihm zu erregen, derjenigen gleich, welche dieſen Ton erzeugt hat, — ſo iſt es nicht zu verwundern, daß eine Muſik, die aus Reihen ſolcher gefällig und reizend zuſammengeſtellter Töne gebildet iſt, den entſchiedenſten Eindruck auf das große Publikum machen muß. So iſt es auch natürlich, daß die Oper „Norma,“ ſo reich an muſikaliſchen Effekten, doch eine jugendliche Phantaſie in reizenden und ergreifenden Melodieen ausgeſprochen, daß, da hier *mehr* wie in Bellini's übrigen Opern harmoniſches Geſetz beobachtet iſt, dieſe Oper ihre Epoche nicht verfehlen kann. Sollte ſie aber den Anforderungen entſprechen, welche das richtige Gefühl, der gebildete Verſtand an eine vollkommene Oper machen darf, ſo müßten vor allen Dingen Harmonie und Melodie in ihrem muſikaliſchen Zuſammenhange ſo unzertrennlich darin erſcheinen, als Wahrheit der Gedanken und Reinheit des Ausdrucks in der Sprache; denn Sprache iſt das Kleid der Gedanken, ſowie Melodie das Kleid der Harmonie. Man kann in dieſer Rückſicht die Harmonie eine Logik der Muſik nennen, weil ſie gegen Melodie ungefähr in eben dem Verhältniſſe ſteht, als in der Sprache die Logik gegen den Ausdruck; nämlich ſie berichtigt und beſtimmt, einen melodiſchen Satz ſo, daß er für die Empfindung eine wirkliche Wahrheit zu werden ſcheint.

Außer dem Mangel dieſes abſolut erſten Erforderniſſes iſt nicht zu läugnen, daß die ewig wiederkehrende Süße der Melodieen, die langſamen Tempi, die jede

Digitized by Google

Conſequenz der Idee unterbrechende häufige Cadenzirung, das Ziehen und Zerren der muſikaliſchen Perioden, eine die Geduld erſchöpfende Monotonie erzeugen. Und wenn Bellini vollends in den rhetoriſchen Fehler verfällt, daß z. B. Liebe, Haß, Eiferſucht und andere ſich entgegengeſetzte Empfindungen ſich in einer und derſelben Melodie nachahmend wiederholen und dieſe Contraſte ſich darauf wunderbar genug in eine Totalempfindung auflöſen und vereinigen, ſo iſt das ein Verſtoß gegen alle dramatiſche Wahrheit, der aber in der italieniſchen Oper ein Patent gelöſt zu haben ſcheint. *)

Die Stimmführung des begleitenden Quartetts und der Blasinſtrumente iſt meiſtens unterbrochen, zerſtückt; und Eines ohne das Andere gehört, bildet ſehr oft ein völlig unverſtändliches *Etwas*, dem man unmöglich den Namen *Muſik* geben kann.

Zärtliche Cabaletten, die Zierden unſerer Arions und Attraktionspunkte der Muſikläden, erſcheinen hier vom ernſten Männerchorus im Uniſono, und vertreten namentlich in der erſten Introduction die Stelle der verſchleierten Nemeſis.

Dagegen beabſichtigt der Componiſt wieder große Effekte durch Aufbietung gewaltiger Mittel, und ſchwächt ſich wieder durch ſich ſelbſt, indem er ſie mißbraucht, und das grobe Geſchütz der Blechmuſik jede Nummer gleichſam escortiren läßt! —

Es ſey uns erſpart, Citate von wahrhaft claſſiſchen Meiſteropern anzuführen, die in *allen* Beziehungen ewigen Zeiten als Muſterbilder dienen werden, und ſich

*) *Bellini* hat überhaupt noch weit mehr Fehler, als der Verfaſſer dieſer Kritik.

in den Feuerproben jeder Geſchmacksära wie reines Gold bewährt haben. Die muſikaliſche Literatur iſt nicht arm daran. Auf dieſe verweiſen wir diejenigen, welche geneigt ſind, das hohe Wort „Meiſterſchaft" auf Geiſtesprodukte anzuwenden, welche nur Kreaturen des herrſchenden Modegeſchmacks ſind.

Anekdote.

Mit Napoleon war übel Kirſchen eſſen; am ſchlimmſten freilich in der Politik, ſchlimm aber auch im Gebiete der Kunſt. Wie er dem Tragiker Lemercier, ſonſt ſeinem guten Freunde, eine ganze Tragödie, die er kritiſiren ſollte, durchſtrich und darüber gänzlich mit ihm zerfiel, iſt an einem andern Orte erzählt worden. Mit dem großen Tonkünſtler Cherubini erging es ihm nicht beſſer. Er hatte, damals noch Brigadegeneral, Cherubini'n einige Bemerkungen über deſſen Muſik gemacht, und hauptſächlich daran getadelt, daß ſie zu gelehrt und nicht gut ſingbar ſey. Das hatte Cherubini übel genommen, und war höchſt aufgebracht in die Worte ausgebrochen: General! Schlachten gewinnen, das iſt ihr Handwerk; laſſen Sie mich in dem Meinigen, von welchem Sie nichts verſtehen, gewähren!" — Die Antwort konnte Napoleon nachmals nie vergeſſen, noch vergeben. Das zeigte ſich beſonders bei folgender Gelegenheit. — In beſonderer Gunſt bei Napoleon ſtanden Paeſiello und Mehül, als große Meiſter und vortreffliche Menſchen gleiches Ruhmes werth. Als Paeſiello, bisher Napoleon's Kapellmeiſter, Frankreich verließ, warf Napoleon (damals noch Obergeneral) ſeine

Augen auf Mehül. Alle Welt glaubte, Mehül würde den glänzenden Antrag mit beiden Händen ergreifen. Wie erſtaunte aber beſonders Napoleon ſelbſt, als Mehül die ihm zugedachte Ehre förmlich ablehnte. „Nur unter Einer Bedingung," ſagte er, als Napoleon ungeſtüm in ihn drang, „kann ich dieſe Stelle annehmen!" — „Und dieſe iſt?" — unterbrach ihn Napoleon. „Wenn Sie mir erlauben, ſie mit Cherubini zu theilen." — „Wie? Cherubini? Nennen Sie mir Den nicht!" rief Napoleon aus; „das iſt ein naſeweiſer Geſell, den kann ich nicht leiden." — „Er iſt wahrſcheinlich ſo unglücklich geweſen," erwiederte Mehül ruhig, „ſich Ihr Mißfallen zuzuziehen; aber bei dem Allen iſt und bleibt er doch unſer Aller Meiſter und Muſter in der heiligen Muſik. Zu dem lebt er in dürftigen Umſtänden. Er hat Familie; ich wünſche herzlich, ihn wieder durch Ihre Gunſt beglückt zu ſehen." — „Ich wiederhole Ihnen aber," rief Napoleon, „daß ich nichts mit ihm zu ſchaffen haben will." — „Nun, General!" erwiederte Mehül, „ſo wiederhole auch ich in dieſem Falle meine beſtimmte Weigerung, und ſchwöre, daß mich nichts vermögen ſoll, meinen Beſchluß zu ändern. Ich bin Mitglied des Inſtituts; Er iſt es nicht. Ich kann es nicht ertragen, daß etwa Jemand von mir ſagen ſollte, ich ziehe eigennützig von der Gunſt, womit Sie mich beehren, Vortheil, ſo daß ich Alles für mich behalte, und einen berühmteren Mann deſſen beraube, worauf er Anſpruch zu machen Recht hat." Mehül blieb feſt bei ſeinem Entſchluß; aber auch Napoleon wollte nicht nachgeben. Die Folge war, daß ein anderer Capellmeiſter geſucht werden mußte. Leſueur erhielt die Stelle.

Wunderſame Calamitäten eines Recenſenten der allgemeinen muſikaliſchen Zeitung.

Von Rochlitz.

An die Redakt. der Allg. Mus. Zeit.

B. den 12ten Juli 1813.

Ew. — — erſuche ich hierdurch um ſchleunigſte Zurückſendung meines letzten Briefchens nebſt der ihm beigelegten Recenſion. Und zwar ſenden Sie Beides — ja, ſollte die Recenſion ſchon abgedruckt ſeyn, auch den Druck — nicht an mich, ſondern unmittelbar an die hieſige, höchſte Polizeibehörde; wobei Sie aber ja nicht unterlaſſen werden, die Handſchrift dieſes Blatts mit der, jener Recenſion, gerichtlich vergleichen und vidimiren zu laſſen. Sie können alles dieß nicht ſtreng genug fördern. Der ich ꝛc.

An die höchſte Polizeibehörde zu B.

L. den 19ten Juli 1813.

Einer — — überſenden wir hierbei, auf Anweiſung des Herrn . . . in B., deſſen letztes und vorletztes Schreiben, nebſt der, dieſem beigelegten Recenſion, welche für unſere Zeitung beſtimmt war. Abgedruckt

iſt ſie noch nicht. Der Forderung, alles aufs genaueſte beglaubigen zu laſſen, ſind wir, wie die Unterzeichnungen beweiſen, aufs vollſtändigſte nachgekommen, ſo wenig uns auch nur ein ferner Schein von Grund oder Abſicht dabei einleuchtet. Die wir ꝛc.

An die Redaktion ꝛc.

B. den 23ſten Nov. 1813.

Das Ungewitter und ſeine Schwüle ſind vorüber, und der Sturm, der Beides verjagte, ebenfalls. Jetzt gilt es, Muth und Hoffnung zu faſſen, und, um beide zu erreichen, die alte Heiterkeit, ſo weit das thunlich, zurückzurufen. Zu Letzterm ſoll mir heute die Erzählung der Calamität dienen, in welche ich durch jene unglückſelige Recenſion gerathen war.

Sie kennen unſre Verhältniſſe unter der, endlich ihrer Wege gewieſenen, fremden Regierung; Sie wiſſen wohl auch, daß dieſer damals, als jene wunderliche Forderung an Sie erging, ungeachtet die Preußen todt, die Oeſtreicher nichts nütz, die Ruſſen zerſtreut ſeyn ſollten, doch etwas unheimlich und ſchwül zu Muthe war. Da bediente ſie ſich denn freilich aller Mittel, die ihr zu Händen kamen, um ſich Licht und Luft zu verſchaffen.

So kam der 10. Juli 1813 heran. Ich hatte ſo eben einige Proben officiellen Zeitungswitzes über die Verfaſſung der alliirten Heere in der Hand: da polterte es herauf in mein Stübchen, und vor mir ſtand ein Fiskal, zwiſchen zwei Mann Wache. „Sind Sie . . . ?“ — „Ja!“ — „So folgen Sie uns!“ — Kein Wort, ſelbſt kein Rock ward mir verſtattet, als in dem ich eben geknöpft war.

Noch kam mir der Vorgang faſt nur wie ein abgeſchmackter Spaß vor: er erhielt aber ein verzweifelt ernſthaftes Anſehen, als man mich vor die volle Sitzung des hohen Polizeigerichts ſtellte.

Man fragte mich erſt nach dem, was man ſo gut wußte, als *ich*: ob ich ſo und ſo heiße, der und der ſey u. dgl., dann rückte man der Sache näher:

„Correſpondiren Sie ins Ausland?“

„Nicht im Geringſten, ich ſchreibe nicht einmal eine einzige Sprache außer der deutſchen.“

„Verſtecken Sie ſich nicht hinter Worte! keinen *böſen Willen*!“...

Bei dieſem Ausdruck fuhr mir ein Stich, wie vom Podagra, durch die Beinröhren: denn ich wußte, was aus der überall vorausgeſetzten mauvaise volonté, durch deren Vorausſetzung man aufs Klärlichſte darthat, man ſei ſelbſt von ihr beſeſſen, ſich für Teufeleien über gar manchen ehrlichen Mann zuſammengezogen hatten. Man ſetzte hinzu:

„Die Frage iſt: correſpondiren Sie über die Grenze dieſes weſtphäliſchen Königreichs hinaus?“

„Wenig und ſelten.“

Ich nannte meinen Schwager, den Salzreviſor in E., meinen alten Freund, den Hammermeiſter in M.; ſonſt konnte ich mich auf Niemand beſinnen. Bei Letzterm ſchien mir jedoch das Geſicht meines Examinators etwas Bezügliches zu verrathen, und die Feder des Aktuars ſchärfer zu kritzeln. —

Nach nochmaliger Verwarnung und einigen Zwiſchenfragen hieß es:

„Senden Sie zuweilen Beiträge in öffentliche Blätter?“

„Keineswegs.“

„Schreiben Sie nicht wenigſtens zuweilen an Redactionen derſelben?“

„Eben ſo wenig.“

„Wenn nicht direkt, wenigſtens indirekt? durch weitere Beſorgung Anderer?“

„In meinem Leben nicht!“ —

Wie es nun langſamen Köpfen, dem meinigen gleich, zu gehen pflegt: was ſie in ſich halten, liegt gleichſam in abgeſonderten Schubfächern, und iſt das eine Fach aufgezogen, ſo gelangt man um ſo weniger zu dem, was im zweiten bewahrt wird. Hier, wo das, für Polizei offen ſtand, fiel mir gar nicht bei, es gebe auch eins für Muſik: ſo dachte ich denn nicht im Geringſten an Sie und Ihr Inſtitut, und meine Antwort war grundredlich gemeint.

Die Miene des Inquiſitors verdüſterte ſich immer mehr; eine neue furchtbarere Verwarnung; dieſelbe Frage, dieſelbe Antwort, jene immer näher beſtimmt, dieſe immer feſter wiederholt.

Jetzt langte man aus wohlverwahrtem Portefeuille ein ſchmales, langes Blatt hervor, ſchlug den obern und untern Theil um, und hielt mir ein Stück aus der Mitte und ohne Zuſammenhang mit der Frage vor:

„Iſt das Ihre Hand?“

Die Beſtürzung, in der ich war, und auch die genaue Aufmerkſamkeit auf die Handſchrift, machten, daß ich nichts las, ſondern nur die Ueberzeugung gewann, es ſei das allerdings meine Hand, welches ich denn auch ehrlich, und, meines Thuns gewiß, ohne alle Beſorgniß, ausſagte.

„Leſen Sie!“ ſagte der Vorſitzende zum Inquiri-

renden. — Denken Sie ſich, wenn ſie können, mein Entſetzen, als dieſer mir mit weitausſhallender Stimme Folgendes vorlas, was ich nun, das Original bei der Hand, mit diplomatiſcher Genauigkeit abſchreibe.

In die allgemeine Zeitung.

Anzeige.

Deutſche, hundert an der Zahl, ausgewählt und aufgeſtellt für Verſammlungen wahrhaft deutſch Geſinneter.

Endlich, endlich iſt die Zeit gekommen, wo deutſche Männer von Kopf und Herz zuſammen zu treten, und mit Wort und That dem eifrig zu widerſtreben wagen müſſen, was eine matte, einſeitig gebildete Zeit nach und nach entſtellend eingeſchwärzt — alte Freiheit, Kraft und Würde aufgelöſet hat. Wir glauben daher Allen, die dieß leſen, etwas ſehr Willkommenes, etwas Eingreifendes, in dem hier genannten, würdigen Unternehmen anzukündigen; müſſen daſſelbe laut preiſen, und zum Beitritt in die, leider jetzt noch unſichtbare Kirche alle diejenigen möglichſt ermuntern, welche es noch gut meinen, den jetzigen Moment weislich erkennen, und ihn benutzen wollen, unmittelbar, ohne vieles Fragen, das ja nur müßiges Klügeln, oder Aermlichkeiten, wie ſie am Tage liegen, zu erzeugen pflegt. Etwas Weiteres über den Zweck des Unternehmens zu ſagen, iſt offenbar hier nicht der Ort; es ſcheint dieß aber auch gar nicht nöthig. Männer, die kräftig und wahrhaft deutſch fühlen, den neuen Sauerteig, der nun alt geworden, ausfegen, dem Alten, das ſich erneuert, Bahn brechen wollen: ſolche wackere Männer werden auch dieſes Mittel zum Beſſeren ergreifen, und hoffentlich ſelbſt Veranlaſ-

ſung geben, daß noch Manches, dieſem ähnliche Hundert zuſammengebracht, gleich brauchbar aufgeſtellt, und dann zur allgemeinen deutſchen Revolution weſentlich und kräftig mitwirken werde. — Der Druck iſt hart und übergroß; das muß anders und beſſer werden! —

Ein gewiſſes Krieſeln verrieth mir, mein Haar gehe empor; meine Gedanken konnte ich nur noch mit vieler Anſtrengung in Ordnung halten. Meiner Unſchuld mir bewußt, verſuchte ich, mich zu kedem Troß aufzuſpannen: aber die Ueberraſchung hatte meine Kraft gebrochen, der Verſuch gelang nicht, und ließ mich wahrſcheinlich nur noch mehr als armen Sünder erſcheinen. —

Ihre Hand haben Sie anerkannt, fuhr der Sprecher des Gerichts fort; damit erkannten Sie auch den Aufſatz ſelbſt und ſeinen Inhalt an.

„Da ſey Gott vor! Meine Hand iſt es: aber Hände können nachgemacht werden. Das Verleſene habe ich nicht geſchrieben, kann ich nicht geſchrieben haben!“

Verſchlimmern Sie Ihre ohnehin ſchlimme Sache nicht noch durch fruchtloſe Umſchweiſe und fortgeſetzten böſen Willen. (So unterbrach mich der Vorſitzende ſelbſt.) Es liegt der allerhöchſten Behörde an einem ſchnellen, ganz vollſtändigen Bekenntniß, und an Angabe aller Complicen: nur dadurch können Sie Ihr Schickſal erleichtern; und ich verſpreche Ihnen dieſe Erleichterung, ſo weit die Geſetze ſie irgend zulaſſen, wenn ſie jene Forderungen gleich auf der Stelle erfüllen. — —

Ich erlaſſe Ihnen, was man mir keineswegs erließ — das künſtlich gewandte, verfängliche, endlich alle meine Kräfte erſchöpfende Inquiriren. Es konnte indeß zu nichts führen, und ſo führte man mich ſelbſt, nach-

dem manche furchtbare Drohung und ſelbſt ein Wort vom Füſiliren gefallen war, in die ſtrengſte Haft.

Hier ſchien Alles darauf angelegt, mich durch Furcht bis zur Uebertäubung meines Bewußtſeyns zu erſchüttern. Es hätte jener Mittel nicht bedurft: die Abſicht war ſchon erreicht; wenigſtens war ſie es da noch, als, nach einigen Stunden, ein Aktuar des Gerichts bei mir eintrat, um zu forſchen, ob ich noch bei meinen vorigen Ausſagen bliebe. Freilich mußte ich das: ich konnte ja nicht anders.

Als der Mann fort war, kam mir endlich der getroſte Muth wieder, der mir gar nicht hätte entfallen ſollen. Es müßte ja mit dem böſen Feinde zugehen, ſagte ich, wenn ſich das tolle Mißverſtändniß nicht an irgend einem, jetzt noch verſteckten Knoten zu deiner Ehre löſen ſollte. Und ging' es denn wirklich mit jenem Unhold zu, und es löſete ſich nicht: ſo wär' es freilich mit dir aus, aber es würde ruchtbar genug werden. Wer dich nun kennt, der glaubt an deine Unſchuld; er wird's bekennen; nach Art gewöhnlicher Menſchen, ſich für den Leidenden zu erklären, wenn's ihm nichts mehr hilft, glauben's und bekennen's nun die Andern mit: da darfſt du dich ja als einen der Rechtlichen betrachten, die vor der Erlöſung eines jeden unterdrückten Volkes, weniger als Sühnopfer für ſeine Schuld, denn als Brandopfer zu ſeiner Ermuthigung, fallen müſſen. — Wie nun der feſtgehaltene Gedanke an ein edles Gefühl dieß ſelbſt ſchon in uns erzeugt: ſo belebte und erhob mich auch dieſer Märtyrerſtolz gar herrlich. Ich entſchlug mich alles Grübelns über meine Geſchichte: dieß wäre auch um ſo thörichter geweſen, da ich die

Data nicht einmal begriff, wie viel weniger alſo ihren Zuſammenhang hätte aufſpüren können.

Um mich immer mehr von allem Niederſchlagenden abzuleiten und meinem Geiſte in fremden Regionen Beſchäftigung zu geben, componirte ich — freilich nur im Kopfe, da man mir alle Mittel zum Schreiben verſagt hatte — ein Te Deum auf die, bald oder ſpät zu verhoffende Befreiung Deutſchlands. Dieß arbeitete ich abſichtlich ſo in's Breite und Künſtliche, daß der Abend herankam, ehe ich zur Fuge: In te, Domine, speravi — gelangen konnte. Dabei fand ich, wie ſchon oft, beſtätigt: die Kunſt iſt ein Mädchen: wer bei ihr bloß Genuß und Freude ſucht, der muß Heiterkeit, oder wenigſtens Unbefangenheit ſchon mitbringen; wem ſie hingegen in Sorg' und Leiden aufhelfen ſoll, der muß ſie ſich antrauen laſſen — wenigſtens an die linke Hand. Dann, eine Gattin, macht ſie zwar Mühe, auch zuweilen ein bischen Noth: aber ſie hält auch dafür erleichternd, ſtärkend, beglückend, aus, auf Leben und Sterben. So fühlte ich mich nun, und in Dankbarkeit dafür entſchlief ich, bis zum Morgen mit leichten Träumen unterhalten. —

Früh Morgens war ich geſammelt genug, meine Angelegenheit ruhig durchzudenken. Die erſte und gemeinſte Erklärung, es habe ein boshafter Gegner meine Hand nachgemacht, um mich ins Verderben zu bringen, ward gar bald verworfen: ich habe keinen Gegner, am wenigſten einen, dem ich ſolche Bosheit zutrauen könnte. Eine zweite, nicht viel beſſere Auflöſung, es habe ein unbeſonnener Bekannter jenen Fleiß aufgewendet, um einen, mißgebornen, abgeſchmackten Spaß mit mir zu treiben, und dieſer ſei dann, ohne Wiſſen des Erfin-

ders, ſo unglücklich abgelaufen — wollte nicht tiefer verfangen. Da drängte ſich mir ein Drittes auf, welchem ſeinen tiefen, verwirrenden Eindruck zuzutrauen, man vielleicht von der Natur gleich in den erſten Anlagen mir ähnlich gemiſcht ſeyn muß. Man wird nämlich zuweilen — je nachdem es fällt, unbeſchreiblich angenehmer Genuß oder unſäglich ſchmerzende Qual durch eine gewiſſe Art der Träume, deren Scene keineswegs in die phantaſtiſche, ſondern in meine eigenſte innere, wohl auch häusliche Welt verlegt iſt, und die ſich dann nicht wie ein buntes, dramatiſirtes Mährchen, ſondern wie ein regelmäßiges Familienſtück abſpielen, mich ſelbſt, als Hauptperſon, ganz conſequent und ſelbſt den Verhältniſſen angemeſſen handeln laſſen, und überhaupt ſich an mein Denken, Empfinden und Thun, wie dieß alles eben in dem Moment ſtehet, ſo eng und paſſend anſchließen, daß ich nicht ſelten feſt überzeugt geweſen bin, etwas wirklich ausgeführt — einen wichtigen Brief geſchrieben, ein liebes Geheimniß entdeckt, ein ſchweres Geſchäft vollendet zu haben, was ich zwar im Sinne getragen, aber keineswegs zu Stande gebracht: ja, daß ich, wenn nun der Erfolg mir die Täuſchung aufdeckte, ſchwer genug mich dazu verſtanden habe, meinen eigenen Augen zu trauen. Wie denn nun, ſagte ich, indem mir dieß jetzt lebhaft beifiel — wie denn nun, wenn ſich dieß zuweilen ſo modificirte, daß du etwas, wovon du möchteſt, es geſchähe, im Traume wirklich thäteſt, aber dann wachend nichts davon wüßteſt? Die Hauptſache und ihr Grund blieben ja dieſelben: nur die Anwendung wäre anders. Biſt du denn nicht ehedem oftmals, beſonders in frühen Jünglingsjahren, als deine Phantaſie und Empfindung hoch geſpannt war, aber noch nicht Gegen-

ſtände zu ſuchen wagte, welche ſie befriedigen konnten — biſt du damals nicht öfters träumend aufgeſtanden, haſt vielerlei geſprochen und gethan, und zwar zuſammenhängend und ordentlich, was du wachend geſagt und gethan haben würdeſt, hätteſt du gewagt, dein Innerſtes laut werden zu laſſen? Und kannſt du nicht eben in der jetzigen ungeheuren Spannung auf den Wendepunkt der neueſten Weltgeſchichte einmal in denſelben Zuſtand verſetzt worden ſeyn und das unſelige Papier wirklich geſchrieben haben, das dann durch deinen Diener oder ſonſt Jemand, vielleicht unſchuldiger Weiſe, in die Hände eines der Lauerer gebracht worden, von denen wir uns jetzt Alle umſchlichen wiſſen? Mußt du dir nicht ſogar geſtehen, daß jener Aufſatz, außerdem, daß er deine Hand zeigt, und ausſpricht, was du von Jedem gethan wünſcheſt, auch in manchen Wendungen dir bekannt, nur über Gewohnheit ungeſchickt, ſteif und holprig ausgedrückt erſchien — welches Letztere gar wohl dem träumenden Zuſtande beigemeſſen werden könnte? —

Dieſe Betrachtung konnte wenig Tröſtliches für mich haben, indem ich voransſah, man werde mich bald dem allzeitfertigen Militärgericht übergeben, welches jene Erklärung, für welche ſich ja kein zwingender Beweis führen ließ, kaum werth achten könne, nur zu Protokoll genommen zu werden.

Deſto erwünſchter kam mir die Störung durch den Eintritt unſers würdigen Hofraths Z. Er war Aſſeſſor des Polizeigerichts, und mir längſt eben ſo nahe bekannt, als ich ihm.

Der Hofrath ſprach mit der ihm eigenen, ſchönen Miſchung von Ernſt und Wohlwollen zu mir, und geſtand, er komme, wie geſtern der Aktuarius, auf Befehl

des Präſidenten. Dann vertraute er mir, mehrere Mitglieder des Gerichts, denen ich nicht unbekannt, wären, ſo wie er, überzeugt, was ich in jenem Blatt als geſchehen verkündige, ſey keineswegs geſchehen, und am allerwenigſten von mir; man finde aber darin doch eine offenbare Aufforderung, daß es geſchehen möchte; und dieß allein, eben im jetzigen Moment, ſey mehr als hinreichend, einen Mann, wenigſtens bürgerlich, zu vernichten; man würde auch nicht einmal ſo ſäuberlich, wie bisher, mit mir verfahren ſeyn, wenn man nicht heimlich Verbündete von mehr Bedeutung vorausſetze, und dieſe durch mich kennen zu lernen hoffe. — Meine Proteſtation hörte der werthe Mann mit jener Ruhe, und meine träumeriſche Auskunft mit jener Geduld an, welche mehr Vergünſtigung, als Eingang verrathen; dann meinte er, es dürfe doch wohl nöthig ſeyn, in näherer Erwägung der Umſtände vielleicht eine überzeugendere Auskunft zu finden. Dazu erklärte ich mich denn für vollkommen bereit.

Nach manchen Kreuz- und Querfragen bat mich mein Freund, doch ganz genau aller Briefe mich zu erinnern, die ich, etwa in letzter Woche, von hier habe, abgehen laſſen. Seyn Sie gegen mich ganz aufrichtig, ſagte er; ich weiß den Freund vom Richter zu unterſcheiden, wie ich ſie, wo es ſeyn darf, zu vereinen weiß. Vielleicht war Ihnen unbekannt, daß leider jetzt alle Briefe eröffnet werden?

Ich ſchwöre Ihnen zu, war meine Antwort, daß ich eben in dieſer Woche keinen einzigen Brief abgeſandt habe, als einen, bloß in Familienangelegenheiten, an den Hammermeiſter U. in M., und ... Ach, mein Gott, da fällt mir etwas ein, daß ich geſtern im Verhör wahr-

lich vergeſſen hatte! Zwar gehört es gar nicht hierher, doch bitte ich, es zur Vervollſtändigung meiner Ausſage nachzutragen. Ich habe eine kleine, durchaus unbedeutende Recenſion eines muſikaliſchen Werks, mit einigen, bloß darauf bezogenen Zeilen, an die Redaction der muſikaliſchen Zeitung nach Leipzig geſandt.

Indem aber dieſe letzten Worte über meine Lippen floſſen, ſtand die Auflöſung der ganzen verwünſchten Hiſtorie vor mir, wie Minerva nach jenem einzigen lucianiſchen Hiebe auf Jupiters Schädel vor dieſem, durch Glanz und Herrlichkeit ſelbſt den Vater erſchreckend, der ſie eben geboren. „Wann kann ich wieder Vorſtand haben? wann mein revolutionäres Papier wiederſehen, und die Herren auch, deren Geſichter ich, bei meinem Leben! zu ungewohnter Länge ausdehnen will? Nur bald! nur bald!“ So etwa rief ich überlaut; beſchwor meinen Freund, nicht nachzufragen, um ſich ſelbſt den Spaß nicht zu verderben; und zog, nachdem ich empfunden, daß zwei Stunden frohen Wartens länger dauern, als zweimal ſo viele banger Furcht, triumphirend dem Rathhauſe zu. Auf der Treppe beſann ich mich aber, lieber, wie ein erfahrner Schauſpieler, um mehr zu effektuiren, erſt ganz gelaſſen aufzutreten, und mich ſelbſt zu ſparen, bis ich endlich mit der entſcheidenden Schlagſcene überwältigend über das Auditorium herfallen könnte. — Und ſo geſchah es auch, zu meiner vollkommenen Satisfaktion. Die ganze Procedur aber kann ich unmöglich wiederholen; die Sache ſelbſt ſey Ihnen genug! Leider muß ich jedoch dieſe mit einem Sündenbekenntniß anfangen.

Ein gewiſſer Autor, den ich nicht gut nennen kann, da er ſich unterzeichnet, wie ich, ſchreibt einmal: jeder

Menſch, wie er über irgend etwas eitel ſey, ſey auch mit irgend etwas geizig, und ſollte jenes oder dieß Etwas ein noch ſo Wunderliches ſeyn. So gebe es z. B. freigebige Frauenzimmer, die bloß mit Zwirnfaden oder Nähnadeln, verſchwenderiſche Männer, die bloß mit Siegellack oder geſchnittenen Federn geizen. Mein Geiz haftet nun — ſelbſt dieſe Blätter zeigen es — am Papier. Wer mich verwunden will, der verlange nur einen Briefbogen; und das weiße Papier hinten an Briefen oder andern Schriften, und wäre es ein Streifchen zwei Finger breit, kann ich nimmermehr dulden; es muß abgeſchnitten und gelegentlich weiter verbraucht werden.

Nun hatte ich neulich einen Bericht aus einem hieſigen Collegio erhalten, der, nachdem ich ihn geleſen, nichts mehr nützte, deßhalb zerriſſen, von ihm aber vorher wohlbedächtig der leere halbe Foliobogen am Ende abgelöſ't wurde. Da kam Ihre Mahnung wegen der längſt verſprochenen Recenſionen. Ich wollte wenigſtens die eine ſogleich ſenden, und machte mich an die leichteſte; an die, der bewußten Geſänge. Die Recenſion, oder vielmehr die kurze Anzeige, wurde auf jenen halben Bogen, der eben zur Hand lag, geſchrieben, und zwar, meiner Sitte gemäß, ohne Rückſicht auf den Bruch in der Mitte, quer über die ganze Breite des Papiers. Nun hatte ich aber über das Werk, indem es bloß Sammlung längſt bekannter Stücke iſt, eigentlich nichts zu ſagen, als, es ſey da, und es verdiene da zu ſeyn; ſo ein Wort, in ſeiner Kürze, wird aber von gewöhnlichen Leſern kaum beachtet. Gleichwohl mußte ich wünſchen, daß das Werk nicht überſehen würde. Um jedoch einen kleinen Satz, der kaum etwas ausſagt, ſo ausſpinnen

zu können, daß er wie etwas Bedeutendes, und doch auch leicht und zufällig ſich ausnehme, habe ich zu wenig unter vornehmen Leuten gelebt. Länger und breiter wurde mein Sprüchlein zwar, aber auch ſchwerfällig, geſtopft und ſtrotzend. Das fühlte ich, als ich es ein- ſiegeln wollte und nochmals durchlief. Verdrießlich, reiße ich das Blatt mitten durch, und der Bruch des Canzelliſten ließ, natürlicher Weiſe, den Riß ſchnurgerade herabgehen. Ich verſuche, daſſelbe noch einmal zu ſagen, aber leſer- licher; jedoch verdrießlich und eilig, wie ich bin, gelingt es nun noch weniger, und, die Poſt nicht unbenutzt zu laſſen, entſchließe ich mich, jenes erſte Manuſcript doch noch zu ſenden, und ſchreibe es ab, wie Sie es dann erhalten, und hernach, auf mein Erſuchen, wieder hierher an die Polizeibehörde geſandt haben. Jene beiden ſchönen, langen Papierſtreifen nun aber zu vernichten, (ſie waren nur auf einer Seite beſchrieben,) das ging über meine Kräfte. Sie wurden in den Schubkaſten der Couverte geworfen; und als ich nach einigen Tagen jenem ehrlichen Hammermeiſter ſchrieb, ward der eine dieſer Streifen als Umſchlag um das Blatt gebraucht.

Nun wird dieſer Brief, wie damals jeder, auf dem Gränzpoſtamte eröffnet. Man findet in ihm ſelbſt nichts Verfängliches; aber der Umſchlag . . . Denken Sie ſich den wunderlichſten aller Zufälle, der Ihnen unglaublich ſcheinen müßte, wenn Sie nicht das Corpus delicti, ganz in natura hier beigeſchloſſen, vor Augen bekämen; der Umſchlag gibt einen Sinn für ſich, ohne auch nur die Ahnung eines andern zu veranlaſſen! So wird das Blatt mehr als verfänglich; es iſt, Sylbe für Sylbe, ſelbſt Interpunktion für Interpunktion, daſſelbe, was

man mir im Verhör vorgeleſen, daſſelbe, was ich oben abgeſchrieben hatte.

Zu meiner Rechtfertigung ließ ich nun die zweite Hälfte des Blattes aus meinem Schreibtiſch herbeiholen, ſetzte auf der Stelle jene Zeilen an Sie auf, um die Abſchrift des Ganzen zurückzuerhalten, und ein anderes Schreiben an die Redaction der allgemeinen Zeitung, welche darauf bezeugte, daß ſie von mir nie einen Beitrag erhalten habe, ja von meiner Exiſtenz gar nichts wiſſe. — Damit war's aus; denn was von einigen Uebelwollenden doch noch bedenklich gefunden ward, das wurde hernach mit dem Feinde ſelbſt, zu Boden geſchlagen. — —

(Wir laſſen beide Blätter, wie ſie nun vor uns liegen, aufs genaueſte, und ſo abdrucken, daß die gefahrvolle Spaltung durch einen kleinen Zwiſchenraum bemerklich werde.)

Digitized by Google

In die allgemeine
Zeitung.
Anzeige.
Deutſche
hundert an der Zahl,
ausgewählt und aufgeſtellt
für Verſammlungen
wahrhaft deutſch Geſinnter

Endlich, endlich iſt die Zeit gekommen, wo deutſche Männer von Kopf und Herz zuſammen zu treten, und mit Wort und That dem eifrig zu widerſtreben wagen müſſen, was eine matte, einſeitig gebildete Zeit nach und nach entſtellend eingeſchwärzt — alte Freiheit, Kraft und Würde aufgelöſet hat. Wir glauben daher Allen, die dieß leſen, etwas Willkommenes, etwas Eingreifendes, in dem genannten, verdienſtlichen Unternehmen anzukündigen, müſſen daſſelbe laut preiſen, und zum Beitritt in die leider noch unſichtbare Kirche alle diejenigen möglichſt ermuntern, welche es noch gut meinen, den jetzigen Moment weislich erkennen, und ihn benutzen wollen, unmittelbar, ohne vieles Fragen, das ja nur müßiges Klügeln, oder Aermlichkeiten, wie ſie am Tage liegen, zu erzeugen pflegt. Etwas Weiteres vom Zweck des Unternehmens zu ſagen, iſt offenbar hier nicht der Ort, es ſcheint dieß aber auch gar nicht nöthig. Männer, die kräftig und wahrhaft deutſch fühlen, den neuen Sauerteig, der nun alt geworden,

Leipziger muſikaliſche
Kurze

Choräle und Lieder,
vierſtimmig mit Orgel,
aus den älteſten Liederbüchern
in Kirchen und Schulen
, die Religion und Tonkunſt lieben.

und wahrlich ſpät genug, dächten wir unmasgeblich.
, wie ſie der Herausgeber auf dem Titel bezeichnet,
, in dieſer Zeitung, und dann Jeder in ſeinem Beruf,
(da ſelbſt mehrere Behörden es jetzt begünſtigen)
in die Dichtung und Muſik unſerer Kirchenlieder
was durch modernes Streben, dieſer frommen Werke
und ihren wahrhaft heiligen Charakter entſtellet
und die den edlern Kirchengeſang der Väter lieben,
(etwas Seltenes und wahrhaft Lehrreiches ohnehin,)
eines unbekannten, aber ächten Muſikkenners
, nach Prüfung, unſerer vollen Ueberzeugung gemäß,
religiöſer Kunſtfreunde alten, gottgetreuen Sinnes
mit Kirche, Schule und häuslicher Erbauung
, wo die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt iſt,
ſey das mittelbar durch ihre Behörden, oder
in dieſem, wie in gar manchem ähnlichen Falle,
in mehrern neuen Geſang- und Choralbüchern
(Man vergleiche hierüber des Herausg. Vorrede.)
, außer, in wiefern er ſchon von ſelbſt einleuchtet,
indem mehr für den Text, als für die Muſik gethan;
Guter, alter Wein bedarf nirgends eines Ausrufers.
den Glauben, die Liebe der frommen Väter ehren.
auch aus religiöſen Dichtungen und Melodieen

ausfegen, dem Alten, das ſich erneuet, Bahn brechen wollen; ſolche wackere Männer werden auch dieſes Mittel zum Beſſern ergreifen, und hoffentlich ſelbſt Veranlaſſung geben, daß noch Manches, dieſem ähnliches Hundert zuſammengebracht, gleich brauchbar aufgeſtellt, und dann zur allgemeinen deutſchen Revolution weſentlich und kräftig mitwirken werde Der Druck iſt hart und übergroß; dieß muß anders und beſſer werden!

Anekdoten.

Als der Großfürſt in Berlin war, ſollte ſich die Mara in einer neuen Oper auszeichnen. Sie ſang aber aus Caprice ſchlecht, weil man ihr nicht diejenige Rolle gab, die ſie verlangte. Lächelnd ſagte der König zu dem Großfürſten: „Leichter wird es mir, die 200.000 Köpfe meines Heeres zu lenken, als dies Weiberköpfchen hier. —

Der Schulmeiſter eines Dorfes hatte nicht ohne Mühe einem ſeiner Schüler begreiflich gemacht, daß, wenn vor D ein b ſtände, dieſe Note Des genannt werde. Der Bauerjunge, deſſen Kunſttalent nicht eben das Außerordentlichſte war, fragte ſeinen Meiſter einige Zeit nachher, indem er auf die Noten deutete: „Is des des Des?“ —

auch in dieſer gewiß nicht unbedeutenden Hinſicht, , beſonders auch in den höhern geiſtlichen Stellen, dem fleißigen, ſorgſamen Herausgeber Dank wiſſen, , wie derſelbe, bei Unterſtützung, verſpricht, uralter Lieder und Melodieen unſerer Vorfahren (weil Viele die alten Noten nicht mehr verſtehen,) im Kirchenweſen, wie wir ſie wohl erwarten dürfen, — Das Aeußere des Werks könnte beſſer ſeyn. das Papier grau, und auch nicht haltbar genug:

Anekdote.

Nach beendigtem Gottesdienſt kam der Pfarrer zu dem Cantor an die Orgel und machte ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er durch ſein ſchlechtes Spiel während des geſungenen Liedes die ganze Gemeinde in der Andacht geſtört habe; der Cantor, welcher vor der Kirche bei einer ſplendiden Kindtaufe einige Züge mehr gethan hatte, als nöthig geweſen wäre, ihn zu begeiſtern, wollte einige Entſchuldigungen lallen und ſtand zerknirſcht und wankend vor dem Herrn Paſtor.

Da konnte der Bälgetreter es nicht länger mit anſehen, daß dem armen Manne ſolches Unrecht widerfuhr; er nahte ſich beſcheidentlich und ſagte: „Ach, Herr Paſtor, werden Sie nicht bös, ich will es nur geſtehen, ich bin Schuld daran geweſen; ich war im Irrthum und anſtatt des Lieds: — „Wach auf, mein Herz" — habe ich das Lied: — „Nun laßt uns den Leib begraben" — getreten. —

Lipinsky.

Lipinsky iſt im ſtrengen Sinn des Worts Meiſter auf ſeinem Inſtrument. Er vereinigt den grandioſen Ton mit der Zartheit des Vortrags, wozu Geſchmack beiden die prieſterliche Weihe gibt. Edle Einfachheit in großer Vielſeitigkeit bezeichnend, verſchmäht er die Charlatanerie der Nachahmung. Er imponirt ohne Flitter durch das gediegene Gold, das in ſeiner Geige verborgen. Er iſt einer von den Wenigen, welche die Kunſt über der Kunſt vergeſſen machen. Er ſpielt nicht wie Paganini oder wie Spohr, nicht wie Molique oder Haumann: er ſpielt — wie Lipinsky, und verdient, ſeinen eigenen Weg gehend, der Ephorus einer Kunſtjüngerſchaar zu ſeyn. Seine Compoſitionen ſind weder Ecaillearbeiten, noch Crispinaden; ſie bilden nach einem durchdachten Plan ein rundes Ganze, ſind melodiös ohne Tändelei, harmoniſch ohne Schwulſt, ungewöhnlich, ohne barock zu ſeyn, grammatikaliſch, correct und ſatzrein. Er ſpielte ein Concert militaire von ſich, Variationen von Beriot und eigene Variationen über ein Roſſiniſches Thema.

Digitized by Google